



Jörg Boström  
60. Jahr Abi. Leverkusen.  
Carl Duisberg Gymnasium.  
Radtour. Klassentreffen.  
Ausstellung Minden 2016



# 60

Einleitung.

Durch den Klassenkameraden Gert Keller wurde ich aufmerksam auf die Zahl 60. Vieles, was vor 60 Jahren sich ereignet hat, verbirgt sich hinter dieser Zahl. Nur wenn man die Hintergründe betrachtet, entdeckt man in unserem Fall den 60. , nicht Geburtstag sondern Abitur Tag. So begann ich mit dem Internet Spielzeug in Kontakt mit Klassenkameraden nach unserer Schulzeit zu suchen. Es kamen Bilder zusammen. Erinnerung an eine Radtour an die Küste. Ein Bild der Klasse entstand.

Ins Jahr 60", also nun auch 2016, stolpern kleine Ereignisse wie eine Ausstellung und spätere Klassentreffen, welche den Zeitsprung von fast 40 Jahren sichtbar machen. Ereignisse heute, 60 Jahre später, kommen dazu. Zusammengefasst in einem Buch 60. So eine Ausstellung in Herford zur Kriegszeit, die ich bis zum 9. Lebensjahr mit erlebt habe. 1936 geboren.

10.3.2016

Jörg Boström

Inhalt.

Einleitung. Klassenfotos. Schlussball. Tanzkurs.

1. Briefwechsel zum 60.
2. Bilder der Erinnerung.
3. Radtour von Fred, Helmut und Jörg.
4. Klassentreffen 2014.
5. Ausstellung Meister-Schüler. Galerie Ober.ART.Minden
6. Bildfolge zur Klassengeschichte.
7. Schullandheim Winterberg.
8. Ein Ausflug zum C.D.-Gymnasium.
9. Ausstellung im Zellentrakt. Herford.

Klasse. Feier zum Abitur. 1956. Also Jubiläum 60 Abi. Nun 2016



Jörg Boström. Oben. Mitte rechts. Ohne Krawatte.







Leverkusen-Wiesdorf, 6. Februar 1954. Schlussball. Helmut Grau 2. Reihe, Siebter von rechts zwischen Tanzpartnerin Hanneli Bertmann und Jörg.



Marsch. 1952.



Marsch. 2013.

# 1. Briefwechsel zum 60.

Liebe Klasse,  
da hat Jürgen einen dichten Bericht geschrieben.. ich bastel weiter an dem 60. Buch..da wäre dieser Lebensbericht ein Herzstück.. ich frage hiermit auch Jürgen.. kann ich deinen Text in das 60 Jahrbuch stellen??  
Freue mich über den Anlass auch zu neuen Verbindungen..  
Mit besten Grüßen  
Jörg...der Bastler..

Von: Jürgen Bennert <hjbennert@googlemail.com>  
Datum: 8. März 2016 08:22:43 MEZ

Verehrter "Klassiker", lieber Jörg, Liebe Klassenkameraden,

Mir ist zugestoßen, dass ich wie mancher von Euch 80 Jahre alt wurde, 50 davon in Bayern lebe, 20 zwischen München und Salzburg nicht weit vom Chiemsee in den Bergen wohne, mich einvernehmlich nach über 50 Jahren hab scheiden lassen, von meiner jungen tschechischen Geliebten verlassen wurde, jetzt nur eine gute Freundin habe, deren Wurzeln wie meine in Breslau liegen - also eine Deutsch-Polin, die gut kocht und gut Auto fährt, dass sich die Makula-Degeneration nicht verschlimmert hat, ich mein Boot an einen Segelkameraden verkauft habe, aber weiter mit ihm segle, mir doch kein neues Pferd zugelegt habe, mein Tibetterrierhündin 14 Jahre alt wurde und noch topfit ist, meine Pumpe nach einer Stunde Wandern meint: paß auf, Du hast fünf stents, dass ich versehentlich windows 10 installiert habe und seitdem meine Adressdateien nicht mehr finde,

Mir ist widerfahren, dass ich zufrieden bin, so wie es ist, mit Ausnahme der neuen Nazis und Pegidas - ein Sohn lebt in Dresden und hat keine Lust mehr mit der Familie jeden Montag zur Gegendemo zu gehen. Mir ist "zugestoßen", dass ich 40 neue Nachbarn aus Syrien bekam im Alter zwischen 2 Wochen und 50 Jahren.

Es sind sechs Familien, mit denen ich viel Spaß habe: "Opa helfen?", wenn ich im Garten rum mache, denen ich 40 Fahrräder, 100 Kleidersäcke und Spielsachen und Kleinmöbel besorgt habe und von denen ich manchmal gefüttert werde.

Dann steht so ein kleiner Schwarzhaariger vor der Tür mit einem Topf und klingelt: "Du Opa essen!". Lecker. Sind im Dorf akzeptiert. Zum "Flüchtlingsfest" kommen alle. Bürgermeister nennt sie "Neunbürger". dass ich mich bei alledem in meiner Haut wohlfühle, dass ich nach Jahren die Moderation der "ökumenischen Glaubensgespräche - auch für Zweifler" dem jungen Pfarrer überlassen habe, und dass ich zu den Protestanten konvertiert bin weil deren Schmus in ihrer Religion nicht ganz so schlimm ist wie bei den Katholen.

In Deutschland wurden 6 Millionen Juden umgebracht. Vielleicht können wir der Welt etwas zurück geben. Nach dem Krieg kamen 15 Millionen "die verdammten Flucht - nicht Flücht - linge" und nach Stalin noch mal drei Millionen Rußlanddeutsche her und wir sind Weltmeister nach BIP, konnten sogar eine WM kaufen.

Dem Vetter von dem kleinen schwarzhaarigen Essenträger von nebenan wurde dieser Tage in Aleppo ein Bein abgerissen, die kleine Cousine war gleich tot. Sie hatten der Oma was zum Essen gebracht und auf dem Heimweg hat sie eine Bombe erwischt. Schei..-Diskussionen in den Medien machen den Leuten nur Angst, wählen dann wie besoffen AfterD.

Aber sonst geht es mir gut, kann so bleiben.

Euer Hans-Jürgen Bennert

Niederfeldweg 3

83246 Unterwössen

Tel.08641-8581

hjbebbert@gmail.com

Verehrte Klasse,

vielleicht ist auch eine Ausstellung, die gerade in dieser Zeit entstand.. ein Beitrag zu unserem 60... was ist Euch neu zugestoßen in diesem Jahr?.. so also herzlichen Glückwunsch zum 60.

Jörg.

Lieber Jörg,

hier noch'n Jedischt. Kannst Du weiter schicken.

Enkeltochter Annabell (30) hat dieser Tage zu unterrichten begonnen. Am Gym in Bayern wollte sie keiner wegen Italienisch als Hauptfach. Als Zusatzfach hatte sie Deutsch für Ausländer belegt und sich nach dem Examen bei Goetheinstituten in der EU rum getrieben. Jetzt unterrichtet sie in Nürnberg zusammen mit 30 weiter beamteten (!) Kollegen 450 Syrer zwischen 14 und 18 Jahren und ist begeistert von Eifer und vom Fleiß der Leute.

Kürzlich wollte sie von mir wissen, wie das so war auf dem Gym damals.

Grüsse! Jürgen

Übrigens, weil du neulich von deinem Abitur geschrieben hast: Was waren eigentlich deine Lieblings- und Hassfächer? Und gibt es einen Lehrer, der dir besonders in Erinnerung geblieben ist?

Schönen Tag dir heute, lieber Opa!

Deine Anna

Von: Jürgen Bennert <hjbennert@googlemail.com>

Gesendet: Donnerstag, 3. März 2016 17:37

An: Annabell Bennert

Betreff: Re: Lucas Geburtstag

Spring mal auf den 11. April - ich glaube 2005, bin aber nicht sicher. Opa

Am 03.03.2016 um 13:39 schrieb Annabell Bennert:

Hallo Opa,

bitte hilf mir auf die Sprünge: Wann ist Lucas Geburtstag?

Liebe Grüße aus Regensburg!

Deine Anna

Oh je, Anna, das war eine sehr gemischte Erfahrung: in Deutsch war ich richtig gut, Geschichte hab ich gemocht, aber diese Jahreszahlen nie behalten, Erdkunde und Bio waren gut, Physik war interessant, ist mir aber schwer gefallen, Chemie weniger. Mathe habe ich immer erst gegen Schuljahresende kapiert, dann aber gründlich. In Sport war ich richtig gut und in Kunst auch; selber malen und Gemälde interpretieren, besonders die Impressionisten und Franz Marc. Latein war eine Qual, Englisch nicht. Zwei Lehrer waren absolut integer, die anderen so lala.

In der Volksschule - 4 Jahre - hatte ich immer nur Einser, am Gymnasium habe ich anfangs garnichts geschnallt, bis mich ein Nachhilfelehrer auf die Spur gesetzt hat (3 Mark die Stund; mein Stiefvater hat anfangs nach der Währungsreform 1948 360 Mark im Monat verdient.

Es gab auch tolle Sachen: Landschulheim im Westerwald in einer früheren Wehrmachtsbaracke, dort den Mathelehrer im Schach schlagen, Ausstellungen moderne Malerei in Leverkusen und Köln, Theater spielen und Regie machen, ellenlange Gedichte auswendig lernen und vortragen, dass es still in der Klasse wurde.

Und DUUUUUUUUU .....?????

Liebe Grüße, Dein Opa!

Am 04.03.2016 um 08:44 schrieb Annabell Bennert:

Ah ja. Danke!



Jörg Boström



60.  
Jörg boström. Abitur 1956



Lieber Helmut,  
bei Blurb hast du keine Werbung..dafür aber einen Gebrauchszwang.  
So Nicht vergessen: Sie haben noch 12 Tage, um dieses Buch zu bestellen.  
Bestellen oder bearbeiten Sie ein Exemplar, damit wir sehen, dass Sie noch  
daran arbeiten. Andernfalls wird das Buch von blurb.de gelöscht  
Wenn du also noch etwas zum Beitragen hast, dann bald und ich setze es  
dazu.. gekürzt sicher..auch wegen der Kollegen  
Beste Grüße  
Jörg

Am 04.03.2016 um 18:57 schrieb Hellmut Grau:

Lieber Jörg,  
das mit dem Buch ist eine gute Idee. Bei Blurb müsste ich mich allerdings  
registrieren lassen, was ich nur ungern tue, weil man sich da oft mehr  
Werbung einfängt, von Schlimmerem gar nicht zu reden. Ich vermute auch,  
dass ich mit dem Ergebnis der Registrierung gar nichts anderes anfangen  
könnte als ein Buch zu machen, aber das kann ja nur einer, in diesem Falle  
Du. Ich würde es vorziehen, Dir Texte und Bilder zu mailen. An Texten  
fallen mir nur die Berichte über Winterberg und Unnau ein, die ich vor  
etlichen Jahren schon mal bei einem Klassentreffen verteilt habe.  
Winterberg ist allerdings ziemlich umfangreich. Außerdem habe ich da ein  
gewisses Problem: Hupa kommt sehr schlecht weg, und sein Sohn lebt hier  
in Meckenheim, ich habe ihn sogar schon mal persönlich getroffen in  
Zusammenhang damit, dass er mit einer ehemaligen Galeristin (Sieglinde  
Dietz) verheiratet ist. Ich möchte nicht, dass dem das Werk in die Hände  
fällt. An Bildern habe ich 4 von 1950 (Diepenthal, Galgen), eins von einer  
Weihnachtsfeier 1951 (nicht von mir), zwei von einem Elternabend 1952  
(auch nicht von mir) und etliche von Winterberg und Unnau (einige davon  
von Dir). Bitte um Erläuterung, was du gerne hättest.  
Herzlichst  
Dein Hellmut.

Links. Redaktion Komet

From: bostroem

Sent: Friday, March 04, 2016 9:59 AM

To: peter list ; Gerd Keller ; hans georg flinzer ; helmut engelhard ; helmut grau ; Jörg Boström ; juergen lehmann ; Jürgen Bennert ; klaus bienert  
Subject: 60.

Liebe Klasse,

zum 60. Abi versuche ich ein Erinnerungsbuch zu gestalten. Mit dem Buchprogramm Blurb. Diese Adresse

<http://www.blurb.de/obt/index.html?project=7a7c2045-703e-5c97-60c4-7249ce5391e2>

Wäre gut, wenn Ihr Bild und Text dazu beitragen könnt und wollt.

Mit besten Grüßen zu 60.

Jörg Boström

Hi Gert,

um in meinem Buch zum 60. weiterzukommen, hätte ich gern auch alte Bilder von unserem Abi..hast du was.. ??Danke für den Versand und beste Grüße

Jörg

komme selbst auch etwas durcheinander,,

Am 05.03.2016 um 01:02 schrieb Gert Keller:

Nur ganz kurz, lieber Jörg; Danke.

Du hast ja fotografiert wie ein Weltmeister

Anbei ein Frühlingseindruck 2016 vom Dreiländereck.

Mail mal, ob sie durchgehen.

Oder hast Du sie schon?

Man verliert schon mal den Durchblick,

Gert

2. Bilder zur Erinnerung. Einblick in ein Fotoalbum von Jörg Boström.





Wolfgang  
Fell





*Das Heim*

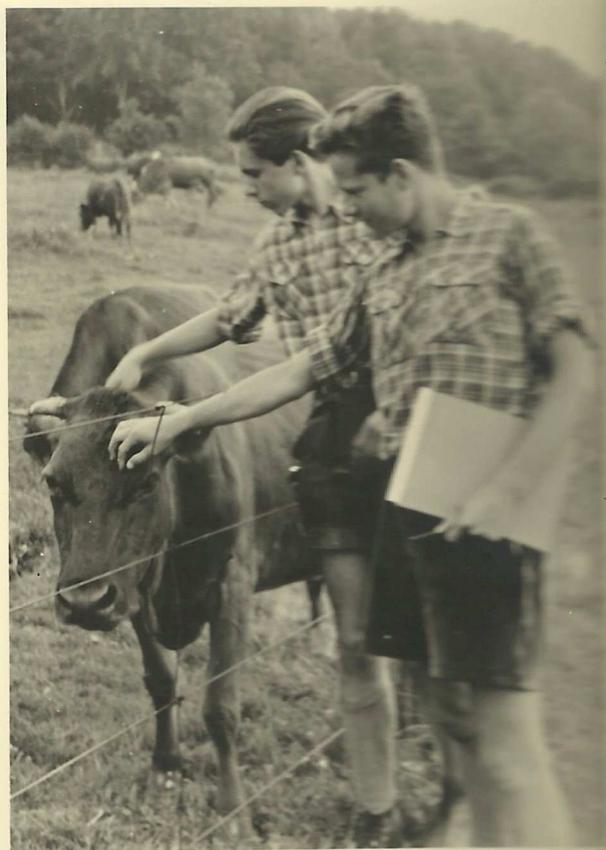
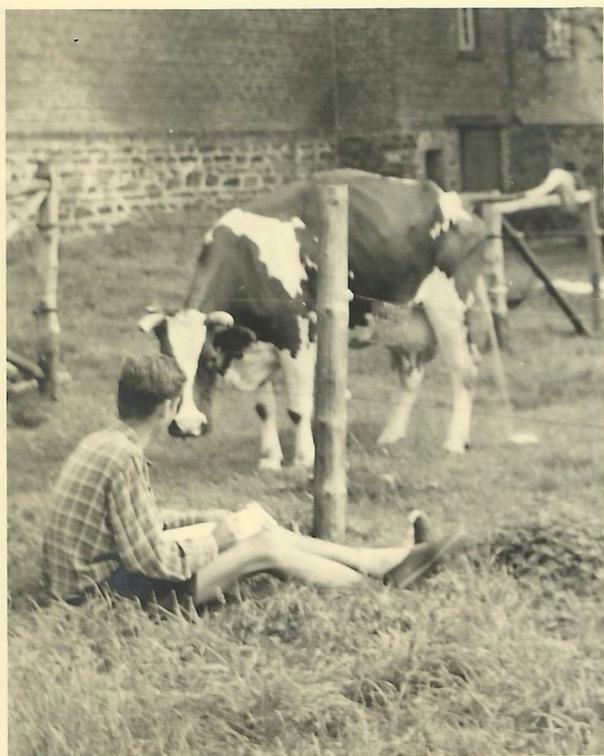


*Hans Cuno*



*und das heißt---E--rika*





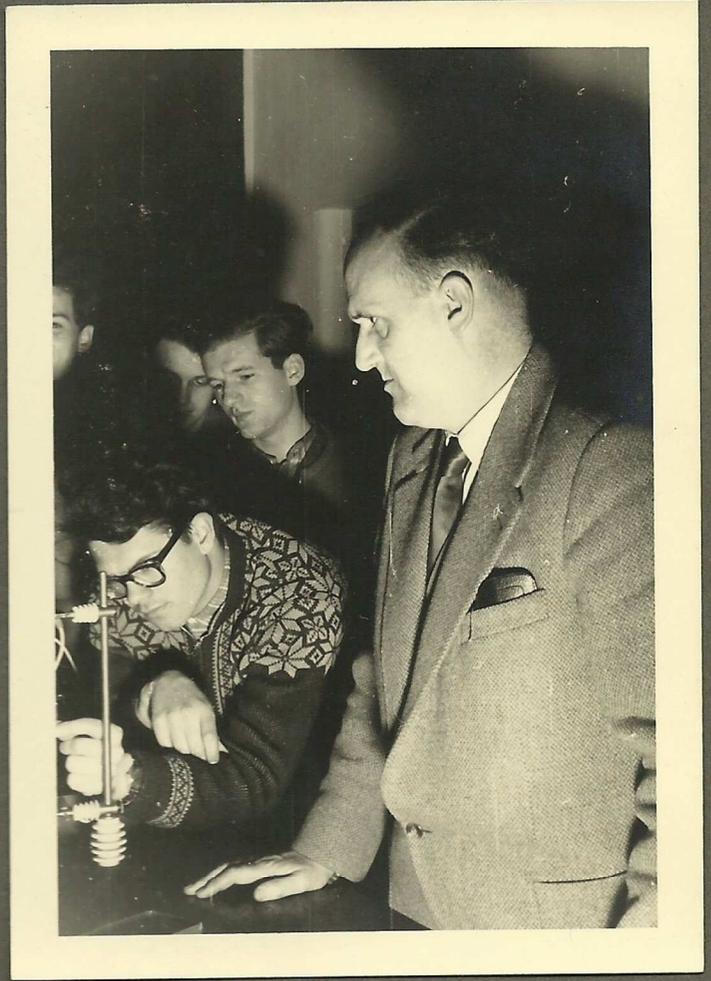




















Klasse. Untertertia. Ausflug. 1950.



22 III. a 1950

### 3. Radtour von Fred, Helmut und Jörg.

Helmut Grau. Text.

Sommerfahrt mit Fred und Jörg

vom 1. August bis zum 13. September 1952

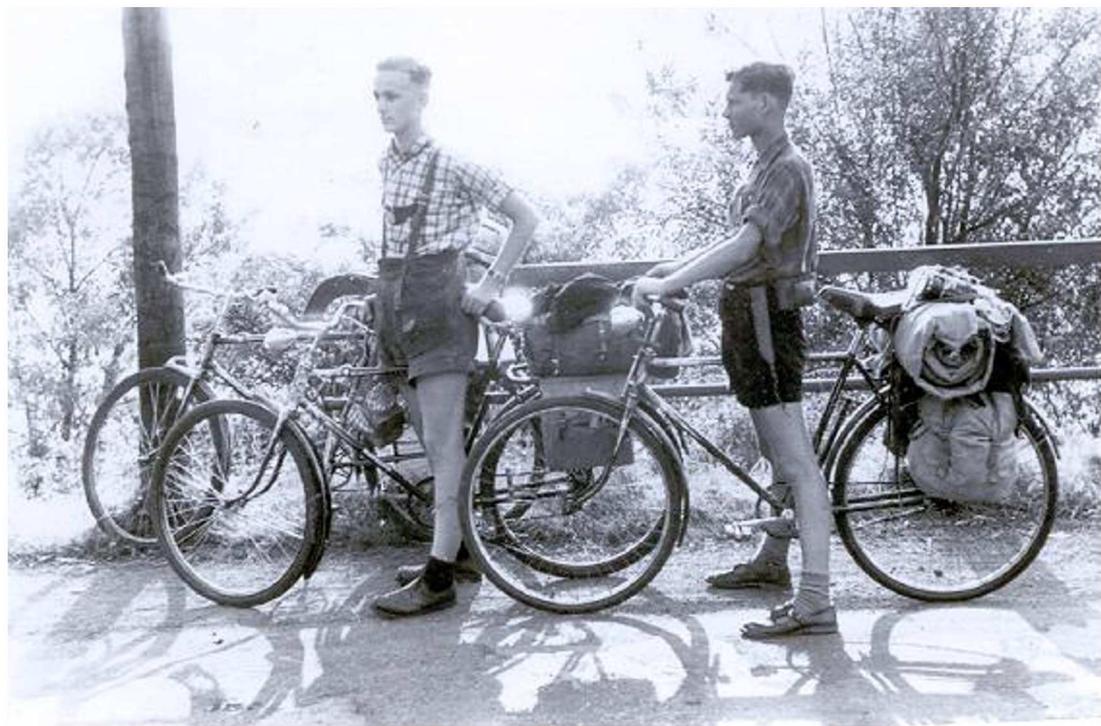
#### I. Vorbereitungen

Als ich 15 Jahre alt wurde, stellte sich bei mir ganz von selbst das Bedürfnis ein, die großen Ferien einmal unabhängig von der Familie zu verbringen. Insgeheim hatte ich schon lange meine Freunde und Bekannten um deren Unternehmungen beneidet. Seit der Fahrt mit der Jungenschaft im vorigen Sommer und der nur wegen schlechten Wetters missglückten Pfingstfahrt in diesem Jahr wusste ich auch, dass ich mir eine größere Radtour zutrauen konnte. Um eine solche machen zu können, musste ich wieder irgendwo Anschluss finden und fragte deshalb Fred nach seinen Plänen. Fred war, wie konnte es anders sein, von Jörg inspiriert, und der wollte einen Onkel besuchen, der in der Nähe von Kiel ein "Rittergut" namens Sprengerhof besaß. Zwar fand ich Kiel etwas weit, aber das "Rittergut" reizte mich. Fred und Jörg hatten auch nichts dagegen, dass ich mitfuhr, zumal ich ein Zelt beisteuern wollte, das allerdings meine Eltern erst noch kaufen mussten. Auf diese Weise war meine erste große Fahrt unerwartet schnell und einfach gesichert. Eingedenk der trüben Erfahrungen, die wir bei der Außer dem Krümelbrot gab es noch Grießpudding, und zwar in solchen Mengen, dass wir nur einen kleinen Teil davon bewältigen konnten. Fred erbot sich, den Koch zu spielen, was auch bedeutete, Topf und Kocher zu transportieren. Außerdem konnte er durch seinen Vater, der Chemiker bei Bayer war, kostenlos eine große Kunststoffplane besorgen, die wir als Zeltboden benutzen konnten.

Jörg richtete eine Reiseapotheke ein und vervollständigte unsere Ausrüstung, indem er uns preisgünstige Restposten aus dem Vorratslager seiner Pfadfinder verkaufte. Er selbst sicherte sich einen kleinen Armeespaten. Mir leuchtete zwar nicht ein, wozu der gut sein sollte, aber da ich das Ding weder bezahlen noch transportieren musste, war es mir letztlich egal.

Ein anderes Utensil, das viel wichtiger gewesen wäre, nämlich Fahrradtaschen, konnte Jörg leider nicht liefern. Er selbst besaß zwar schöne große, aber meine waren zu klein, und Fred hatte überhaupt keine. Hier konnte ich jedoch aushelfen, nämlich mit einem alten "Affen" aus der BdM-Zeit meiner Tante Herme; dieses Schmuckstück hatte ich kürzlich auf dem Speicher entdeckt. Ferner steuerte ich einen Spirituskocher bei. Dieser stammte übrigens nicht aus einem Geschäft für Camping-Bedarf, jedenfalls nicht direkt, sondern aus einer Gerümpelecke unseres Kellers. Mein Vater hatte ihn in schlechten Zeiten, als noch jedes Stück Blech und jede Schraube ein Wertgegenstand war, mal irgendwo aufgelesen und erinnerte sich jetzt wieder daran. Das Ding sah nicht mehr nagelneu aus, aber auch nicht so schlecht, dass wir daran gedacht hätten, es mal ernsthaft zu testen. Außerdem war ich noch, wie bereits erwähnt, für die Beschaffung eines Zeltes zuständig, das Fred und mir als Unterkunft dienen sollte. Jörg hatte ein Einerzelt. Da es in unserer Umgebung kein einschlägiges Geschäft gab, besorgte ich mir einen Versand- hauskatalog. Das billigste Angebot war ein sogenanntes "Amizelt". Es kostete 60 DM, damals eine Menge Geld, aber da wir nun mal ein Zelt brauchten und die Fahrt sonst wenig kosten würde durfte ich es schließlich bestellen.

Ich war im übrigen für Näh- und Flickzeug zuständig, ferner für Straßenkarten, die mein Vater, damals der einzige Autofahrer weit und breit, in großen Mengen besaß. Da ich schon mal die Karten hatte, ergab es sich von selbst, dass ich auch die Reiseroute plante. Diese führte zwangsläufig über meine Vaterstadt Hamburg. Dort wollten wir drei Tage Station machen.



Leider fiel mir erst ziemlich spät ein, dass in Nienstedten noch Jantzens, unsere früheren Hausnachbarn, wohnten, die uns vielleicht nützlich sein konnten. Daraufhin ließ ich rasch eine briefliche Anfrage los, ob wir wohl im Garten zelten dürften. Ähnlich kurzfristig schrieb Jörg an Verwandte, die er in Othmarschen hatte.

Da wir auf unseren Fahrrädern nicht viel Gepäck unterbringen konnten, mussten wir einen Teil mit der Post nach Sprengerhof vorausschicken. Bei mir kam hinzu, dass ich mich generell auf Reisen ungern mit Sachen belaste, die ich nicht unbedingt brauche. Daher steckte ich sogar meine Bilora Box in das Paket und schnitt mir dadurch die Möglichkeit ab, auf dem voraussichtlich interessantesten Teil der Fahrt Fotos zu machen. Zum Schluss fehlte nur noch zweierlei: mein Zelt und die Antwort von Jantzens. Letztere brauchten wir nicht unbedingt, aber ohne Zelt konnten wir nicht fahren. Man kann sich vorstellen, wie erleichtert ich war, als das Zelt knapp 24 Std. vor dem Start doch noch eintraf.

Am Abend vor dem Aufbruch unterzog ich mein Fahrrad noch einmal einer letzten Inspektion und bepackte es. Dann konnten wir von mir aus fahren. Wir hatten an fast alles gedacht und waren für jeden Normalfall gerüstet.

Dennoch schlief ich in der letzten Nacht nicht gut und träumte wirres Zeug von einem Rittergut. Das Schwergewicht lag dabei eindeutig auf "Ritter", jedenfalls schwebte mir so etwas wie ein Park mit ehrwürdigen Eichen und einer Dornröschenhecke sowie efeumranktes, verfallenes Gemäuer vor. Ich war sehr gespannt, wie es nun wirklich sein würde.

## II. Von Schlebusch nach Hamburg

1. August. Morgens um acht trafen Fred und Jörg verabredungsgemäß bei mir ein. Dann ging es aber keineswegs gleich weiter, denn Fred hatte Schwierigkeiten mit seinem Gepäck. Während Jörg als alter Pfadfinder zünftig und solide gepackt hatte, waren Freds Bemühungen in dieser Hinsicht völlig misslungen. Das fing schon mit dem Aufbau an:

Zuunterst scheuerte die Zeltrolle. Fred hatte eine meiner beiden Planen übernommen, ungeschützt auf dem Gepäckträger. Mein schönes neues Zelt! Ich protestierte, aber Fred war keinen Argumenten zugänglich. Die von mir vorausgesagten Löcher sollten sich tatsächlich ein paar Tage später einfinden. Über der Zeltrolle schwankte der bis zum Platzen vollgestopfte Affe. Auf diesem thronte der Kochtopf, in welchem der Kocher lose herumpolterte. Diesem Aufsatz sollte der Affe am Ende der Fahrt eine Tonsur verdanken. Ringsherum baumelten die Feldflasche, ein Spiritusbehälter und noch verschiedener Krimskrams. Nun hätte das alles noch hingehen können, wenn wenigstens jedes Teil fest an seinem Platz gesessen hätte. Tatsächlich war die ganze Konstruktion aber so unsolide, dass Fred alles wieder abreißen und noch mal von vorn anfangen musste. Fred war an sich sehr geschickt, aber auch unmethodisch und eigensinnig. Er probierte oft erst hartnäckig den falschen Weg, bevor er sich zu dem richtigen bequemte.

Als wir endlich losgekommen und ein paar hundert Meter gefahren waren, meinte Fred plötzlich, wir könnten doch auch mal Fotos von uns machen. Wir stiegen also wieder ab, ich stellte mich mit Jörg vor dem Hintergrund des Sees in Positur, und Fred knipste. Dann baute sich Fred mit Jörg auf, und ich knipste. Schließlich wurden noch Fred und ich zusammen verewigt. Nur schade, dass ich nie Abzüge davon bekommen habe.

Bald brannte die Sonne wieder ganz schön. Ich spürte sie durch das Hemd auf dem Rücken, aber besonders auf den nackten, schon rotbraun angelaufenen Armen und Beinen. Da wir zunächst viel schieben mussten, klebte ich bald am ganzen Körper. Als wir die Möhnetalsperre erreichten, waren wir reif für eine Pause. Wir verbrachten sie in einem Gartenrestaurant mit Seeblick, einem Glas Milch und selbstgeschmierten, scheußlich trockenen Stullen.

Das Schieben ging noch eine ganze Weile weiter, aber dann hatten wir eine schöne Abfahrt. Windschlüpfig über den Lenker gebeugt und mit zusammengekniffenen Augenlidern sausten wir auf surrenden Reifen zu Tal. Zuerst fühlte ich mich als Rennfahrer, aber dann kam es mir auf einmal so vor, als schwanke das schwere Gepäck mitsamt dem Rad hin und her. Als ich vorsichtshalber den Rücktritt betätigte, sprang die Kette ab. Erschrocken zog ich die Handbremse und musste zu meinem Entsetzen feststellen, dass das Bremsklötzchen offenbar vollkommen abgeschliffen war, denn es ratschte nur noch die Fassung auf dem Reifen. Das machte viel Krach, aber von Bremswirkung war wenig zu spüren. Dennoch traute ich mich nicht, ganz fest anzuziehen, weil ich befürchtete, dadurch das Vorderrad zu blockieren. Daher ließ ich als Notbremse meine Schuhsohlen auf dem Boden schleifen. Das brachte zwar auch nicht viel, aber da das Gefälle inzwischen nur noch schwach war, kam ich schließlich doch zum Stehen.



Nun entdeckte Fred, dass er ebenfalls mit wirkungsloser Handbremse fuhr. Darum sahen wir uns in der nächsten Stadt, Soest, zuerst nach einem Fahrradgeschäft um. Die Montage der Bremsklötzchen kostete uns dann eine halbe Stunde, weil wie üblich die verbrauchten kaum aus der Fassung zu bringen waren und die neuen kaum hinein.

Bei der Festlegung unserer Tagesziele orientierte ich mich nach Möglichkeit an Flüssen und Seen, denn dort gab es meistens Wiesen, und die waren unerlässlich, weil man auf Feldern und im Wald nicht zelten kann oder darf. Außerdem waren wir auf Wasser angewiesen, nicht nur für die Körperpflege, sondern vor allem auch für das Essgeschirr. Teller und Besteck könnte man zwar zur Not auch ablecken, aber bei einem Kochtopf ist das etwas schwierig.

Heute hatte ich mich für das Städtchen Herzfeld entschieden, weil es an der Lippe liegt. Die Strecke war nach meiner Karte klar, in Wirklichkeit jedoch nicht. Wir mussten uns daher auf die Auskünfte von Einheimischen verlassen und gerieten infolgedessen auf einen sandigen Waldweg, der das Fahren zu einem zwar spannenden, aber auch mühsamen Kunststück machte. Dabei bemerkte ich, dass diesmal meine in Gepäck nicht fest genug saß. Ich musste es umbauen und kam erst dadurch auf die ideale Konstruktion, die sich für den Rest der Fahrt bewähren sollte.

Als wir endlich die Lippe erreichten, waren wir nach meinem Zähler 70 km gefahren, nach der Karte aber nur 60 km voran gekommen.

Während wir auf einer einsamen Uferwiese in ländlicher Umgebung die Zelte aufbauten, kam Jörg auf die Idee, dass die Milch beim Bauern billiger als im Geschäft sein müsse. Ich marschierte also mit dem Kochgeschirr zu dem nahe gelegenen Bauernhaus. Dort musste ich, da gerade gemolken wurde, eine ganze Weile warten, bis die Milch von der Weide kam. Ich kriegte sie dann wirklich billig und konkurrenzlos frisch, sogar noch kuhwarm, was den Kochprozess abzukürzen versprach.

Unser Kocher war jedoch trotz der Vorarbeit der Kuh nicht imstande, die Milch zum Kochen zu bringen. Aber Fred, der alte Tüftler, wusste Rat. Es gelang ihm nämlich, die Flamme merklich zu vergrößern, indem er den Tank aufschraubte und in die Einfüllöffnung hineinpustete. Zwar lief er vor Anstrengung bald puterrot an, spuckte mit Spiritus um sich und entwickelte Starallüren, aber er war nicht zu bremsen, und der Erfolg gab ihm recht.

Übrigens hatte Fred den Kochprozess aus Gründen des Windschutzes in das Zweimannzelt verlegt und beanspruchte außer mir auch noch Jörg als Assistenten, obwohl dieser bei der Enge des Raumes nur im Wege sein konnte. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als meine Decke in Sicherheit zu bringen und mich möglichst eng einzukugeln.

In der Nacht schreckte uns ein heftiges Gewitter aus dem Schlaf. Draußen tobte und donnerte es, und der Regen platschte nur so auf die flatternde Zeltbahn. Ich knipste besorgt meine Tasschenlampe an, um mich davon zu überzeugen, dass die Häringe fest saßen und alles dicht war. Es kam aber nirgendwo etwas durch, auch unten nicht, obwohl wir auch diesmal auf einen Abzugsgraben verzichtet hatten. Fred hatte das Thema nicht wieder auf's Tapet gebracht. Erst als ich das Zelttuch befühlte, fing es an dieser Stelle an zu tropfen. Daraufhin erklärte Fred, der offenbar besser informiert war, das dürfe man auch nicht machen. Zu meinem Glück hörte der Regen auf, bevor das Leck hätte störend werden können. Ich starrte noch eine Weile in die Dunkelheit unserer kleinen Behausung und fühlte mich geborgen. Ich machte es mir so bequem, wie es auf dem harten Boden unter der dünnen Decke ging, und war bald wieder eingeschlafen.

Herzfeld



Lüneburger  
Heide



3. August. Wenn wir, wie geplant, Hamburg in sechs Tagen erreichen wollten, mussten wir heute einen Zahn zulegen. Wir entschieden uns daher für Minden als Tagesziel und für eine glatte, wenn auch voraussichtlich langweilige Strecke. Da uns die 100 km des ersten Tages doch recht sauer geworden waren und wir diesmal noch ein Stück mehr zu bewältigen hatten, nahmen wir uns auf Jörgs Anregung vor, ab Bielefeld mit der Bahn zu fahren.

Die Fahrt wurde zu einem reinen Kilometerfressen ohne Höhepunkte. Bei großer Hitze strampelten wir stundenlang auf schnurgeraden Straßen durch die völlig flache Landschaft. Oft sah man beim Verlassen eines Ortes schon den Kirchturm des nächsten genau vor sich. Da wir uns auf einer belebten Bundesstraße befanden, konnten wir nicht einmal nebeneinander fahren und uns unterhalten. Es schien uns, als kämen wir überhaupt nicht vom Fleck. Ich suchte mir die Zeit immer wieder dadurch zu vertreiben, dass ich mit Hilfe meines Kilometerzählers und meiner Armbanduhr unsere Geschwindigkeit errechnete. Dabei stellte ich fest, dass wir in Wirklichkeit ein flottes Tempo drauf hatten. Wir erreichten daher Bielefeld über Wiedenbrück, Gütersloh und Brackwede so früh, dass wir uns nach einigem Zögern entschlossen, doch nicht auf die Bahn umzusteigen, sondern auch noch den Rest der Strecke abzustrampeln. Allerdings hatten wir auch wieder nicht so viel Zeit, dass wir uns irgend etwas am Wege hätten ansehen können.



Im Hamburger Zoo.

Pfingstfahrt gemacht hatten, legten wir diesmal mehr Gewicht auf Planung und Ausrüstung. Denn bei einer so großen Unternehmung war es einfach nicht drin, wegen Regens wieder umzukehren oder wegen irgendwelcher Unzulänglichkeiten aufzugeben. Wir machten uns daher frühzeitig Gedanken darüber, wer welche Aufgaben übernehmen und wer welche Ausrüstungsgegenstände beisteuern sollte.

Bei Minden fanden wir direkt an der Weser eine große Wiese, auf der schon einige Zelte standen. Von Campingplatz konnte aber keine Rede sein, denn es gab keinerlei entsprechende Einrichtungen. Selbst Trinkwasser war nicht vorhanden; man musste ein Stück abseits bei einem Privathaus darum bitten.

Meine Gefährten stürzten sich zunächst in den Fluss. Ich hatte eigentlich auch baden wollen, aber beim Anblick der braunen Brühe kam ich zu dem Schluss, dass ich darin eher noch dreckiger werden würde als ich schon war. Daher legte ich mich lieber so lange ins Gras.

Jörg hatte gestern beim Bäcker einen großen Laib Brot erstanden, spottbillig, wie er sagte, und auf seinem Gepäck festgeschnallt. Leider war das Brot inzwischen von dem Riemen fast durchgeschnürt worden und infolge der Sonnenhitze weitgehend ausgetrocknet. Bei dem Versuch, Scheiben zu schneiden, erzeugten wir daher nur Brocken und Krümel. Da wir das Brot jedoch nicht wegwerfen wollten, so was tat man einfach nicht, blieb uns nichts anderes übrig, als es mit dem Löffel zu essen. Unser beliebter Wettbewerb, wer am besten Scheiben schneiden könne, bei dem ich immer am schlechtesten abschnitt, musste diesmal ausfallen.

Nach dem Essen mussten wir uns, da Freds Verpflegungskasse leer war, erstmals mit den gemeinsamen Finanzen befassen. Wir hatten von vornherein beschlossen, Fred nicht durch einen hohen Kassenbestand zu viel Verantwortung aufzubürden, sondern die Kasse lieber von Zeit zu Zeit aufzufüllen. Auf Grund unserer bisherigen Ausgaben errechneten wir, dass jeder alle zwei Tage drei Mark nachschießen müsse.

Wir hätten uns durchaus mehr leisten können, denn unsere Eltern hatten uns zwar nicht gerade üppig, aber doch ordentlich mit Geld ausgestattet. Trotzdem kamen wir überhaupt nicht auf die Idee, mehr als unbedingt nötig auszugeben. Wahrscheinlich rührte das daher, dass wir in der Kriegs- und Nachkriegszeit aufgewachsen waren. Außerdem waren wir es aus der Schule gewohnt, bei Gemeinschaftsunternehmungen mit möglichst wenig auszukommen, denn manchen Klassenkameraden ging es von Hause aus noch nicht wieder so gut wie uns. Schließlich kultivierten wir das Sparen wohl auch ein bisschen und machten einen Sport daraus.

4. August. Als ich morgens aus dem Zelt kroch, sausten auf einmal zahlreiche Wespen um mich herum. Ich ging der Sache nach und stieß auf meine Vitamintabletten, die ins Freie geraten und völlig aufgeweicht waren. Dies war mir ein willkommener Anlass, das Zeug, das ich sowieso nicht mochte, in die Weser zu schmeißen. Zum Frühstück gab es gebratenen Grießpudding, der gar nicht übel schmeckte. Es blieb aber immer noch eine Menge übrig.

Auch die heutige Route, die uns nach Rethem an der Aller führen sollte, war zunächst nicht übertrieben reizvoll. Etwa 50 bis 60 km fuhren wir an der Weser und an Kanälen entlang. Das einzig Bemerkenswerte war ein Verkehrsschild mit der Aufschrift: "Über- holen nur für Lebensmüde!"

Mittags gab es wieder gebratenen Grießpudding. Diesmal schafften wir ihn.

Hinter Nienburg bogen wir auf die B 209 ab. Wir erwarteten, nun in die Heide zu kommen, aber zunächst war keine Spur davon zu entdecken, so dass wir zu zweifeln begannen, ob wir hier überhaupt richtig seien. Erst als wir notgedrungen einer Umleitung folgten, wurde es allmählich einsam und sandig. Da wir fürchteten, uns verfahren zu haben, fragten wir einen kleinen Jungen, der vor einem Bauernhaus stand, wohin es nach Walsrode gehe, denn das war der nächste größere Ort in Richtung Hamburg. Der Junge erzählte uns, er habe in Walsrode eine Oma, und gab uns eine genaue Wegbeschreibung. Wir hielten uns daran, gerieten auf einen grau-weißen Sandweg und blieben schließlich in der schönsten Heidelandschaft stecken. Rings um uns dehnte sich blühendes Heidekraut. Zwischen einzelnen Birken und Wachholderbüschen lagerten weit verstreut kleine Torfstapel. Die Sonne brannte heiß. Außer dem Summen der Bienen und dem Zirpen der Grillen herrschte Stille. Es war genau die Stimmung, die Storm in seinem "Heidelied" beschrieben hat.

Leider hatten wir keinen rechten Genuss davon, weil wir unsere Räder auf dem sandigen Pfad meistens schieben mussten. Als wir endlich den nächsten Orte erreichten, waren wir ziemlich verdattert, denn auf der Tafel stand nicht Walsrode, sondern Rodewald. Ich suchte diesen Ort auf meiner Karte und entdeckte ihn etwa 20 km östlich von Nienburg.

Unser Tagesziel aber befand sich 20 km nord östlich von Nienburg. Wir verfluchten die vermutlich unschuldige Oma des kleinen Jungen, weil sie sich statt in Walsrode ausgerechnet in dem gottverlassenen Rodewald niedergelassen hatte, und strampelten noch einmal 15 km herunter, die wir uns sonst hätten sparen können.

In Rethem hielten wir auf der Brücke über die Aller an, um nach einer Zeltgelegenheit Ausschau zu halten. Wir entdeckten gleich unterhalb der Brücke ausgedehntes Wiesengelände und ließen uns dort nieder.

Zum Abendbrot hatte Jörg Stachelbeeren für unseren Vitaminbedarf gekauft. "Esst Obst, und ihr bleibt gesund!" stand auf der Tüte, aber als wir diesem Rat folgten, lachten Fred und ich uns krank, denn die Stachelbeeren waren nicht nur sauer wie Zitronen, sondern auch noch vollkommen zermatscht. Jörg meinte verlegen grinsend, es sei doch gar nicht so schlimm, und nahm es auf sich, zum Beweis dieser Behauptung wacker zu zu langen und das meiste selber zu essen.

Da Fred mal wieder Kaffee kochen wollte, musste ich Wasser holen. Auf dem Weg zu den nächsten Häusern entdeckte ich zufällig auf einer Wiese eine Pumpe und probierte sie aus. Sie lieferte schönes klares Wasser. Später beim Kochen bildeten sich darin allerdings massenhaft braune Flöckchen, die langsam zu Boden sanken und dort einen dicken braunen Satz bildeten. Wir betrachteten dieses Phänomen, das wir uns trotz gewisser Kenntnisse aus dem Chemieunterricht nicht erklären konnten, mit Misstrauen und diskutierten eine Weile, ob wir das Wasser verwenden sollten. Schließlich beschlossen wir, es wegzukippen und für heute auf Kaffee zu verzichten.

Nach dem Essen kramte Jörg eine Kladde hervor und erklärte, er wolle nun ein richtiges Fahrtenbuch anlegen. Nachdem er eine kunstvolle Überschrift auf das Papier gezaubert hatte, überlegten wir krampfhaft, was wir schreiben sollten. Schon nach vier Tagen erwies es sich nämlich als schwierig, die Ereignisse zu rekonstruieren. Unsere einzige schriftliche Quelle war mein Notizbuch, und dort waren fast nur Tagesziele, Entfernungen und Geldausgaben eingetragen. Schließlich legte Jörg sein Fahrtenbuch entmutigt beiseite. Dabei blieb es dann, auch später.

Dieser Bericht ist ein Versuch, das damals Versäumte nachzuholen. Mit der Urfassung wurde allerdings erst etwa zwei Jahre später begonnen. Außerdem lebte ich damals nicht mehr in Leverkusen und konnte daher meine Erinnerungen nicht mit denen von Fred und Jörg abstimmen. Bei längerem Nachdenken fiel mir aber doch vieles wieder ein, und bei der Schlussfassung konnte ich auch auf meine nach Hause geschickte Post zurückgreifen, die ich 1999 im Nachlass meiner Eltern wiederfand.

5. August. Nach dem falschen Walsrode von gestern passierten wir heute das richtige. Dort lebte eine Cousine meiner Mutter. Ich hatte erwogen, sie zu besuchen, traute mich dann aber nicht. Denn da ich sie nur vom Hörensagen kannte (ich sollte sie erst neun Jahre später bei der Hochzeit ihrer Tochter Ortrun persönlich kennen lernen), wusste ich nicht, ob ich sie mit zwei verschwitzten, hungrigen Knaben überfallen konnte und war andererseits nicht sicher, ob meine Tante für diese akzeptabel war. Nachträglich erfuhr ich, dass wir sie ohnehin nicht angetroffen hätten, da sie damals im Krankenhaus lag.

Hinter Walsrode gerieten wir auf eine grauenhafte Straße. Das Pflaster bestand aus häufig kopfgroßen Wackermännern und schien noch aus der Zeit der Germanen, wenn nicht aus der Steinzeit zu stammen. Jedenfalls war es für Radfahrer ungenießbar. Zum Glück befand sich auf der linken Seite ein halbwegs ebener, sandiger Randstreifen, auf den wir kurzerhand hinüberwechselten. Dabei hielten wir uns für ziemlich kühn, weil wir dachten, das sei eigentlich verboten. Tatsächlich war es in dieser Situation aber erlaubt.

Am späten Nachmittag kauften wir Esswaren und Milch ein und hielten dann allmählich nach einer Zeltgelegenheit Ausschau. Ich hatte für heute kein festes Ziel gesteckt, denn es gab hier weit und breit kein Gewässer außer dem Flüsschen Luhe. Dieses Rinnsal hatte ich jedoch nicht ernsthaft einkalkuliert, weil ich nicht damit rechnete, dass wir es finden würden. Tatsächlich kam es dann auch so. Allerdings hatte ich nicht erwartet, dass es hier auch keine Wiesen, sondern nur Felder gab. Wir fuhren daher etwas ratlos immer weiter. Dabei holten wir drei Kollegen ein, die in derselben Klemme waren und sich uns anschlossen.

Nachdem wir so eine ganze Weile dahingerollt waren und keinerlei Zeltmöglichkeit entdeckt hatten, fragte Jörg in Bispingen einen alten Bauern auf der Straße um Rat. Der empfahl uns einen Schafstall, der ein Stück weiter an der Straße nach Behringen liegen und augenblicklich unbenutzt sein sollte. Jörg hatte nun wieder Oberwasser, aber ich war skeptisch, denn ich konnte mir unter einem Schafstall kein geeignetes Schlafquartier vorstellen.

Nach zehn Minuten sichteten wir etwa 150 m abseits der Straße ein Objekt, das unser Schafstall sein musste. Man sah fast nur ein mächtiges Strohdach, das behäbig unter ein paar einsamen Fichten lag, mit denen es eine schwarze Silhouette gegen die untergehende Sonne bildete. Es sah also recht romantisch aus, und Fred machte auch gleich eine Stimmungsaufnahme.

Nur eine von Panzern in die Heide gewühlte Schneise störte das Bild, zumal dies hier doch ein Naturschutzgebiet sein sollte. Andererseits bildete diese Schneise aber den einzigen mit Fahrrädern passierbaren Zugang durch Gestrüpp und Heidekraut zu dem Schafstall.

Unser Domizil wirkte auch aus der Nähe nicht übel. Wir öffneten das riesige Tor, um zu sehen, was wohl dahinter sei. Der Raum war aber tatsächlich leer, nur etwas Stroh lag herum. Nachdem wir uns davon überzeugt hatten, dass auch in der Umgebung kein Schaf zu sehen war, ließen wir uns beruhigt häuslich nieder.

Unser einziger Kummer war, dass wir vollständig auf dem Trockenen saßen. Es gab hier weder einen Bach noch eine Pumpe noch Nachbarhäuser, nicht mal eine Pfütze. Wir hatten nur ein Kochgeschirr voll Milch, die für einen Pudding gedacht war, und in den Feldflaschen noch etwas Wasser. Unsere Kollegen besaßen nicht einmal das. Damit sie wenigstens ihre Erbswurstsuppe kochen konnten, überließen wir ihnen unsere Wasservorräte bis auf einen Rest zum Zähneputzen. Als Gegenleistung stellten sie uns ihr Lagerfeuer zur Verfügung, auf dem wir dann den Pudding kochten. Er wurde infolge der starken Hitze ungewohnt schnell fertig, bekam allerdings auch eine kräftige Portion Ruß ab, was aber gar nicht übel schmeckte. Die Hygiene musste bis auf das Zähneputzen ausfallen. Das schale Wasser schmeckte hierbei noch intensiver als sonst nach Kaffee; wir hatten schon zu Hause mit allen Mitteln versucht, diesen Beigeschmack aus den Feldflaschen herauszukriegen, aber es war offenbar nichts dagegen zu machen.

Unser einziger Kummer war, dass wir vollständig auf dem Trockenen saßen. Es gab hier weder einen Bach noch eine Pumpe noch Nachbarhäuser, nicht mal eine Pfütze. Wir hatten nur ein Kochgeschirr voll Milch, die für einen Pudding gedacht war, und in den Feldflaschen noch etwas Wasser. Unsere Kollegen besaßen nicht einmal das. Damit sie wenigstens ihre Erbswurstsuppe kochen konnten, überließen wir ihnen unsere Wasservorräte bis auf einen Rest zum Zähneputzen. Als Gegenleistung stellten sie uns ihr Lagerfeuer zur Verfügung, auf dem wir dann den Pudding kochten. Er wurde infolge der starken Hitze ungewohnt schnell fertig, bekam allerdings auch eine kräftige Portion Ruß ab, was aber gar nicht übel schmeckte. Die Hygiene musste bis auf das Zähneputzen ausfallen. Das schale Wasser schmeckte hierbei noch intensiver als sonst nach Kaffee; wir hatten schon zu Hause mit allen Mitteln versucht, diesen Beigeschmack aus den Feldflaschen herauszukriegen, aber es war offenbar nichts dagegen zu machen.

Zum Schluss traten wir sorgfältig das Feuer aus, suchten unsere Siebensachen zusammen, verrammelten das Tor von innen und begaben uns in die strohgepolsterten Betten. Wir lagen weicher als sonst, wenn auch die Zeltplanen nicht völlig vor den piekenden Strohhalmen schützen konnten. Da wir diesmal zu sechst waren, verlief die abendliche Unterhaltung relativ lebhaft. Nach einer Weile zog Jörg sogar seinen "Maulhobel" hervor und gab einige seiner Lieblingslieder wie den "Hamborger Veermaster" zum Besten. Bald aber gewann das Schlafbedürfnis die Oberhand.

6. August. Zum Frühstück verzehrten wir den Rest des rußgeschwärzten Puddings vom letzten Abend und die üblichen Stullen. Dann standen wir vor dem Problem, unser Essgeschirr ohne Wasser zu reinigen. Vor allem der Kochtopf hatte es nötig, denn er war von außen stark verrußt. Wir konnten jedoch nicht mehr tun, als ihn notdürftig mit Heidekraut abzureiben.

Beim Packen war Fred endlich bereit, meine von ihm zu transportierende Zeltplane besser zu behandeln, denn inzwischen hatten sich die von mir vorausgesehenen Löcher eingestellt.

Unsere drei Kollegen trennten sich bald von uns, da sie in den Harz wollten, während unser Ziel Hamburg war.

Über unser Quartier in Hamburg, wo wir drei Tage bleiben wollten, waren wir uns allerdings zunächst noch nicht im Klaren. Wir hatten nämlich zwei Eisen im Feuer: Einmal Jantzens, meine ehemaligen Nachbarn in Nienstedten, und zum anderen Jörgs Patentante in Othmarschen. Ich war für Jantzens, da ich die Leute kannte und uns bei ihnen ja auch angemeldet hatte. Andererseits wusste ich aber nicht, ob sie uns überhaupt brauchen konnten, denn ich hatte ja, wie schon erwähnt, auf meine Anmeldung vor der Abreise keine Bestätigung mehr erhalten. Dies gab schließlich den Ausschlag zu Gunsten oder vielmehr zu Lasten von Jörgs Verwandten, die uns ausdrücklich eingeladen hatten.

Aber noch waren wir nicht am Ziel, sondern irgendwo auf freier Strecke, als plötzlich Freds Kettenschloss riss. Nun war ich gefordert, denn ich war für das Flickzeug verantwortlich. Leider hatte ich jedoch, da mir selber so eine Panne noch nie passiert war, an ein Kettenschloss nicht gedacht. Daher mussten wir Fred notgedrungen bis zum nächsten Dorf schieben. Als wir dort nach einem Fahrradgeschäft fragten, stellte sich heraus, dass es keins gab. Aber hier war Freds Hartnäckigkeit mal von Vorteil. Er stieg ab, marschierte entschlossen in die nächste Nebenstraße, tauchte erst nach einer ganzen Weile wieder auf und verschwand in einem Lädchen, das uns gleich zu Anfang durch das kitschige Porzellan im Schaufenster aufgefallen war. Als Fred aus dem Lädchen wieder herauskam, hielt er tatsächlich ein Kettenschloss in der Hand. Erklärte uns auf, der Inhaber des Geschäfts sei zugleich der Dorfschmied und führe als solcher auch Fahrrad Ersatzteile. Normalerweise ist ein Kettenschloss im Handumdrehen eingebaut, aber wir brauchten zu dritt 20 Minuten. Einer allein hätte aller Dreisatzrechnung zum Trotz vermutlich nur die halbe Zeit benötigt. Es kann allerdings auch sein, dass für ein Kettenschloss aus einer Dorfschmiede andere Maßstäbe gelten. Zu guter Letzt waren sechs Hände ölferschlmiert, und Fred fand wieder einen Anlass zum Meckern, weil ich mit solchen Händen nicht in meinem Gepäck nach einem Putztuch wühlen wollte. Zum Glück entdeckte ich jedoch in der Nähe einen Teich, an dem wir uns waschen konnten.

Das Wetter war heute zum ersten Mal etwas trübe. Gegen Mittag begann es sogar leicht zu regnen, so dass wir vorübergehend in einem Schuppen am Straßenrand Schutz suchen mussten. Bei dieser Gelegenheit nahmen wir unser Mittagmahl ein, das im wesentlichen aus sauren, wurmstichigen Äpfeln bestand, einem typischen Produkt von Jörgs Kaufgewohnheiten. Allerdings war es durchaus logisch, in diese Mahlzeit nicht mehr viel zu investieren, da wir ja abends bei unseren Gastgebern zu essen gedachten.

Als wir das Schild Freie und Hansestadt Hamburg passierten, glaubten wir, nun könne es nicht mehr weit sein. Das war aber ein Irrtum. Wir gerieten nämlich mangels eines Stadtplans in verschiedene Stadtteile, in die wir überhaupt nicht wollten, und mussten immer wieder nach dem Weg fragen. Zudem konnten wir wegen der holprigen Straßen oft nur langsam fahren. Zeitweise wurden wir so durchgeschüttelt, dass ich richtig Mitleid mit meinem Fahrrad hatte und ständig auf einen Gabelbruch oder wenigstens eine Reifenpanne gefasst war. Den Verkehr hingegen fanden wir nicht so schlimm wie erwartet.

Irgendwo hielt uns ein Kollege mit Freundin an, zeigte auf unser Gepäck und fragte: "Tent?" Wir errieten, dass die beiden aus Dänemark kamen, einen Zeltplatz suchten und kein Wort Deutsch sprachen. Jörg kratzte sich am Kopf und seine Englischkenntnisse zusammen und machte den Kollegen schließlich klar, dass wir hier nicht zelten würden und folglich über Zeltplätze nicht Bescheid wüssten. Sie sollten es aber mal an der Elbe probieren. Im übrigen beglückwünschten wir uns, dass wir hier mitten in einer Großstadt nicht auch noch einen Zeltplatz suchen mussten.

Endlich kamen wir leicht angeschlagen in Othmarschen an und wurden von Jörgs Tante Vera sehr nett aufgenommen. Vor allem aber genossen wir die Annehmlichkeiten eines bürgerlichen Heims: Wir wuschen uns in der Waschküche endlich mal wieder gründlich von oben bis unten, aßen uns satt und stiegen früh in die weichen Betten.

### III. Hamburg

7. bis 9. August. Wir hatten, wie gesagt, vor, in Hamburg drei volle Tage zu bleiben. Gemessen an unserer bisherigen Praxis, nur Kilometer zu fressen und überall durchzufahren, war das eine ganze Menge. Außerdem hatten wir den normalen Fahrensleuten voraus, dass wir nicht auf einem Zeltplatz unsere Sachen hüten mussten oder durch die Hausordnung einer Jugendherberge eingeengt wurden, ferner, dass wir gut zu essen hatten und ungestört schlafen konnten. Andererseits waren uns durch relative Geldknappheit, kurze Leder Hosen und typisch jugenhafte Interessen enge Grenzen gezogen, die z.B. Konzerte, Theater und Reeperbahn ausschlossen. Daher konnte ein repräsentatives Weltstadterlebnis, das wir aber auch nicht suchten, bei der Unternehmung natürlich nicht herauskommen.

Für den ersten Tag hatten wir uns eine Stadtbesichtigung vorgenommen. Wir fuhren mit der Bahn von der Sternschanze zu den Landungsbrücken, ließen uns aber, bevor wir dort ausstiegen, noch einmal über die gesamte Ringstrecke fahren. Dies hatten unsere Gastgeber wärmstens empfohlen, aber es lohnte nicht, da man aus der U-Bahn nicht viel sieht. Dafür schwitzte ich etwas aus Sorge, wir würden als Schwarzfahrer entdeckt, aber es wurde nicht kontrolliert.

In der Stadt liefen wir stundenlang herum, besichtigten die Alster, Planten un Blumen, den Elbtunnel und das Bismarckdenkmal, machten eine Hafentrundfahrt und waren dann für diesen Tag hinreichend bedient. Ich konnte mich auch nicht mehr dazu aufraffen, Jantzens zu besuchen, was ich mir eigentlich für den Abend vorgenommen hatte.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit den Rädern nach Blankenese, legten uns am Elb- ufer in den Sand und sahen den Segelschiffen und Ozeandampfern nach, bis uns Regen zum Aufbruch zwang. Auf dem Rückweg konnte ich mich zum ersten Mal mit Flickzeug nützlich machen, da Jörg eine Reifenpanne bekam.

Im Laufe des Tages regnete es sich fest, so dass wir zu Hause bleiben mussten. Aus dem Besuch bei Jantzens wurde infolgedessen wieder nichts. Ein Umzug dorthin stand gar nicht erst zur Diskussion, da wir bei Tante Vera bestens versorgt waren und das ur- sprünglich erwogene Zelten in Jantzens Garten bei dem schlechten Wetter keine Alternative war. Durch die erzwungene Muße fand ich Zeit, eine ausführliche Postkarte an meine Eltern zu schreiben. Unter anderem berichtete ich, dass wir auf der Fahrt jeder 10 DM und in Hamburg 2,50 DM ausgegeben hätten.

Am dritten und letzten Tag fuhren wir zu Hagenbecks Tierpark nach Stellingen. Dort gefiel es uns sehr gut. Fred verschoss sogar einen ganzen Film. Als er jedoch später die Fotos bekam, war, er ziemlich enttäuscht, da sie alle nach Zoo aussahen; an Ort und Stelle war dieser Eindruck längst nicht so deutlich gewesen.

Der Rückweg von Stellingen führte über Nienstedten, wo Jantzens wohnten. Wir nutzten die letzte Gelegenheit für einen Anstandsbesuch. Jantzens empfingen uns mit großer Erleichterung, als wären wir wochenlang verschollen gewesen. Als jedoch herauskam, dass wir schon seit drei Tagen in Hamburg waren, wurden sie etwas ärgerlich. Sie sagten, sie hätten fest mit uns gerechnet und sich auf uns eingerichtet. Man hielt mir vor, ich hätte doch wenigstens mal anrufen können. An diese Möglichkeit hatte ich nun nicht im Entferntesten gedacht, aber ich musste zugeben, dass der Vorwurf berechtigt war.

Na, Jantzens beruhigten sich bald wieder. Dafür musste ich feststellen, dass meine Eltern sich anscheinend noch mehr aufgeregt hatten. Mein Vater hatte mir nämlich einen Brief hierher geschrieben, der voller Vorwürfe war, ich ließe nichts von mir hören. Das fand ich nun nicht berechtigt, denn ich hatte schon unterwegs zwei Karten geschrieben und in Brackwede eingeworfen, eine weitere heute morgen in Hamburg. Mehr konnte man kaum verlangen. Es kam hinzu, dass meine Eltern inzwischen zur Kur nach Bad Wörishofen gefahren waren. Sie hatten mir zwar Postkarten mit fertiger

Adressierung mitgegeben, aber nicht genau gesagt, wann sie fahren würden. Die Telefonnummer des Kurheims hatten sie mir auch nicht genannt. Im übrigen war das Telefon damals nur etwas für dringende Fälle, und ein solcher lag nicht vor. Solange man nichts von oder über uns hörte, bestand nach meiner Meinung kein Grund zur Besorgnis. So sahen das offenbar auch Freds und Jörgs Eltern, denn die hatten bisher nichts von sich hören lassen.

Kaum hatte ich mich von dem väterlichen Brief erholt, erklärten Jantzens, ich müsse mal eben bei Rumbergs "guten Tag sagen". Rumbergs wohnten nebenan in unserem alten Haus, in dem ich die ersten zweieinhalb Jahre meines Lebens verbracht hatte. Ich wollte nicht, aber schließlich schob man mich mit sanfter Gewalt rüber. Ob Rumbergs sich wirklich darüber freuten, weiß ich nicht. Sie schienen in mir mehr den Sohn des Hauseigentümers zu sehen, denn sie führten mich durch die Räume, als wollten sie zeigen, was für sorgsame Mieter sie seien, und machten mich auf den reparaturbedürftigen Gartenzaun aufmerksam, für den mein Vater zuständig war. Mein Interesse war allerdings mehr darauf gerichtet, irgend etwas wieder zu erkennen. Das Haus war mir jedoch vollkommen fremd. Rumbergs haben es übrigens 20 Jahre später gekauft..

Nachdem ich noch ein paar "Sprüche" gemacht hatte, zog ich mich wieder zu Jantzens zurück. Dort verbrachten wir noch einen netten Abend. Als wir uns verabschiedeten, erinnerte sich Frau Jantzen an die Vorräte, die sie eigentlich für unseren Besuch besorgt hatte, und gab uns ein Paket mit Würsten und Käse mit. Darüber freuten wir uns natürlich sehr.

#### IV. Von Hamburg nach Sprengerhof

10. August. Von Hamburg nach Kiel boten sich zwei Routen an: Die kürzeste führte über Neumünster, war aber vermutlich langweilig. Landschaftlich schöner war zweifellos die Strecke über Lübeck und die Holsteinische Schweiz, aber die schien uns für die zwei Tage, die wir bis zum Endziel Sprengerhof eingeplant hatten, zu weit. Darum wählten wir einen Mittelweg mit dem Tagesziel Bad Segeberg. Dort gab es auch einen See und damit einen potentiellen Zeltplatz.

Leider war der Weg dorthin von Othmarschen aus nur schwer zu finden. Außerdem spielte uns auch wieder eine Umleitung übel mit. Jedenfalls befanden wir uns plötzlich doch auf dem Weg nach Lübeck. Erst in Bargtheide schafften wir den Absprung nach Norden. Auf diese Weise brauchten wir für die laut Karte 55 km tatsächlich 77 km.

Als wir endlich auf der richtigen Strecke waren, bekam Jörg wieder eine Panne am hinteren Reifen, den wir gerade erst geflickt hatten. Dummerweise war es nicht nur derselbe Reifen, sondern auch noch dasselbe Loch. Der Flicker war durchgescheuert, weil an dieser Stelle auch der Mantel ein Loch hatte. Aber Jörg wusste sich zu helfen. Er klebte auf den alten Flicker einfach einen neuen und unterlegte das Loch im Mantel mit einem Stück Leder, das Fred von seinem Gürtel opferte.

Kurz hinter Bad Segeberg bogen wir in einen Weg ein, an dem unser See liegen musste. Der Weg war schlecht, zu schlecht für Jörgs angeknacksten Reifen. Schon nach 100 m pfiff er wieder aus dem letzten Loch. Da wir jedoch dachten, es sei nicht mehr weit, hielten wir uns gar nicht erst mit Flickern auf, sondern stiegen ab und schoben. Der See musste linkerhand liegen, war jedoch nicht auszumachen, da der Weg von dichtem Gebüsch gesäumt war. Endlich zweigte ein Weg nach links ab, aber es war ein Privatweg. "Pech", dachten wir und schoben weiter. Aber der nächste Weg war wieder privat, und der übernächste ebenfalls. Wir wurden allmählich unruhig, bis dann doch noch ein Weg kam, den man offenbar zu sperren vergessen hatte.

Das war ein Segen, denn dieser Weg führte uns zu einer idyllisch gelegenen Wiese direkt am Wasser, einem idealen Platz zum Zelten. Obendrein hatten wir dieses Paradies ganz für uns alleine. Das einzige Anzeichen von Zivilisation, das wir entdecken konnten, war ein einsames Zelt weit draußen am anderen Ufer. Diese Abgeschlossenheit hatte nicht nur ihren besonderen Reiz, wir hätten auch gar nichts anderes gebrauchen können. Bisher jedenfalls waren wir mit den täglichen Notwendigkeiten immer so ausgefüllt gewesen, dass wir nicht mal zum Skatspielen gekommen waren.

Heute ließen wir uns die Gelegenheit nicht entgehen, in dem klaren und angenehm temperierten Wasser ausgiebig zu baden. Dann bauten wir die Zelte auf, flickten Jörgs Reifen und kochten das Essen, was wie üblich ziemlich lange dauerte. Als wir gegessen hatten, war es fast schon dunkel. Damit war der Tag zu Ende, denn ohne Licht konnten wir nichts machen. Allerdings hatten wir Taschenlampen, aber die hüteten wir sorgsam. Wenn es mal nicht ohne Licht ging, gab es meistens bald Unfrieden, weil der betroffene Lampenbesitzer befürchtete, seine Batterie werde ungebührlich lange beansprucht.

11. August. Da wir die Erfahrung gemacht hatten, dass Nebenstraßen oft in schlechtem Zustand waren und man daher dort schlecht voran kam, und da wir uns auf solchen Straßen auch schon wiederholt verfahren hatten, änderten wir unsere Planung und fuhren von Bad Segeberg nun doch über Neumünster.

Schon nach wenigen Kilometern bekam Jörg wieder eine Panne. Es war die vierte, und wieder dasselbe Loch. Jörg klebte noch einmal einen neuen Flicker und noch einmal ein Stück von Freds Ledergürtel drauf. Dann hatten wir tatsächlich eine ganze Weile Ruhe. Aber am späten Nachmittag schlug das Schicksal zum fünften Mal zu. Diesmal sah selbst der sonst so optimistische Jörg ein, dass es so nicht weiter gehen konnte. Dummerweise befanden wir uns hier auch noch auf freier Strecke, der letzte Ort lag viele Kilometer hinter uns und der nächste war noch nicht in Sicht. Wenn wir einen neuen Reifen haben wollten, musste sich also jemand mit dem Rad auf den Weg machen. Das war an sich natürlich Jörgs Sache, aber dessen Rad war ja nun kaputt, und Fred und ich liehen unseres nicht gerne aus. Fred erklärte sich daher bereit, selber zu fahren, wobei er die Richtung wählte, in die wir sowieso mussten.

Während Fred unseren Blicken entschwand, nahm Jörg sich den Schlauch vor. Der Befund war folgender: An der kritischen Stelle klebten drei Flicker übereinander, und der oberste war auch wieder durchgeschlissen. Erst wollten wir einfach einen weiteren drauf kleben, aber dann schien uns das doch zu riskant. Daher entschlossen wir uns, erst mal den ganzen Knubbel herauszuschneiden. Das Ergebnis war ein Loch von der Größe einer Streichholzsachtel. Ich schnitt einen Flicker zurecht, der beinahe meinen gesamten Restvorrat ausmachte, und sagte skeptisch: "Jetzt bin ich aber mal gespannt." Aber Jörg erklärte mit fachmännischem Blick: "Och, das kriegen wir schon hin. Ich muss den Flicker nur v o n i n n e n auf das Loch setzten, damit er nicht im Schlauch festklebt." Mit diesen Worten nahm er den riesigen Flicker, und versuchte, ihn falsch herum durch das Loch in den Schlauch zu praktizieren. Das konnte natürlich nicht gut gehen. Ehe Jörg es sich versah, pappte der Lappen fest, legte sich in Falten und war hin. "'Dammt!" sagte Jörg fassungslos, "jetzt brauchen wir auch noch einen neuen Schlauch!"

Ich lachte, weil ich die Lage allmählich komisch fand. Aber was nun? Sollte ich Jörg mit meinem Rad auf Schlauchsuche gehen lassen? Wie schon erwähnt, war ich mit meinem Rad etwas eigen. Außerdem hatte ich wenig Lust, in so einer verfahrenen Situation untätig und allein, Fred war noch nicht zurück, am Straßenrand warten zu müssen. Daher entschloss ich mich, selbst zu fahren, baute mein Gepäck ab und machte mich in die gleiche Richtung auf wie Fred.

Nachdem ich eine Weile gefahren war, ohne in bewohnte Gegenden zu kommen, traf ich schließlich auf eine nach rechts abzweigende Nebenstraße mit Hinweisschild auf eine Ortschaft. Da geradeaus vorerst nichts zu erwarten war, setzte ich meine Hoffnungen auf dieses Nest, erreichte es nach wenigen Minuten und fand dort auch tatsächlich ein Fahrradgeschäft, in dem ich das Gewünschte erhielt.

Bei meiner Rückkehr erwartete ich, Fred und Jörg ungeduldig auf der Lauer liegen zu sehen, fand aber letzteren immer noch allein vor. Wir fragten uns, was mit Fred passiert sein mochte, und wurden allmählich unruhig. Offensichtlich war er nicht in die Nebenstraße abgebogen, sondern geradeaus weitergefahren, aber auch da hätte er doch mal auf eine Ortschaft stoßen müssen. Ich erwog schon, noch einmal loszufahren und Fred zu suchen, aber dann tauchte er doch wieder auf, etwas außer Puste und mit leeren Händen.

"Hast Du etwa nichts gekriegt?" fragten wir entgeistert. "Nein" war die lakonische Antwort. "Na, das ist ja reizend!" sagte ich. Dann jedoch fiel mein Blick auf Freds verdächtig aufgebauchte "Lumberjack", und zur allgemeinen Freude kam ein Reifen zum Vorschein. Auf die Frage, wo er eigentlich so lange geblieben sei, erklärte Fred, er habe fast bis Kiel fahren müssen. Er war so stolz auf seine Gewaltleistung, dass ihn selbst die Erkenntnis, dass sie gar nicht nötig gewesen wäre, nicht erschüttern konnte.

Bis Jörg die neue Bereifung aufgezogen, das Hinterrad montiert und das Gepäck wieder aufgeschnallt hatte, war es ziemlich spät geworden. Daher gerieten wir schon in Kiel-Holtenau in die Dämmerung. Das störte uns indessen vorerst wenig, denn die Straße war gut und unsere Radbeleuchtung, die wir bisher noch nicht benötigt hatten, funktionierte wider Erwarten bestens.

So kamen wir glatt bis zu dem Dorf Sprenge. Dann wussten wir allerdings nicht weiter. Der Sprengerhof musste hier in der Nähe sein, aber einzelne Höfe waren auf meiner Karte natürlich nicht eingezeichnet. Daher fragten wir einige "Halbstarke", die vor einer Dorfkneipe herumstanden, nach dem Weg. Die Auskunft klang verdächtig munter, aber eine bessere hatten wir nicht.

Daher bogen wir weisungsgemäß in einen regendurchweichten Ackerweg ein. Inzwischen war es stockfinster geworden und nicht einmal ein Stern zu sehen. Schließlich machten wir aber vor uns in einer Mulde ein schwaches Licht aus, dann war ein großes Gebäude zu erkennen. Ob es das wohl war? Wir arbeiteten uns durch Matsch und Pfützen heran und waren tatsächlich am Ziel.

Man begrüßte uns herzlich und freute sich, dass wir es geschafft hatten. Nachdem wir das Wichtigste erzählt und eine große Schüssel rote Grütze mit Milch vertilgt hatten, meinte die Hausfrau, jetzt müssten wir erst mal schlafen. Darauf führte uns der Hausherr über den Hof in ein anscheinend leeres Stallgebäude, das durch eine mickrige Glühlampe schwach erleuchtet wurde, an einem tropfenden Wasserhahn vorbei zu einer schmalen Leiter, ließ uns hinaufklettern und sagte uns gute Nacht. Wir befanden uns auf einem Dachboden, auf dem Ballen von gepresstem Stroh gestapelt waren, und fühlten uns gleich zu Hause.



Sprengerhof.

## V. Sprengerhof

12. August. Am frühen Morgen rissen uns das Scheppern von Milchkannen und dröhnendes Muhen aus dem Schlaf. Offenbar war unten doch mehr los, als wir gestern Abend im Dunkeln bemerkt hatten. Darauf deuteten auch die zahlreichen Fliegen hin, die wohl dickfelligere Opfer als uns gewohnt waren, denn sie reagierten kaum, wenn wir um uns schlugen. Infolgedessen konnte ich etliche erlegen, was aber bei der Menge gar nichts ausmachte. Da uns außerdem von unten harte Strohhalme zwickten, wurde es uns schließlich zu ungemütlich, so dass wir aufstanden. Wir wuschen uns, diesmal etwas gründlicher, und verzehrten dann auf den Betten unseren restlichen Proviant. Dabei machten wir mit einer weiteren Tücke dieses scheinbar so idyllischen Lagers Bekanntschaft: Man musste ständig aufpassen, dass einem nichts ins Stroh fiel, denn dort fand man kaum etwas wieder. Wir erwogen darum schon, hier auszuziehen.

Zunächst galt es aber, sich die Umgebung anzusehen. Bei dem folgenden Rundgang war ich etwas enttäuscht. Entweder hatte Jörg mit dem "Rittergut" angegeben, oder meine Vorstellung von einem solchen war falsch. Der Sprengerhof war nämlich im Grunde nichts anderes als ein großer landwirtschaftlicher Betrieb. Allerdings gab er auch wiederum mehr her, als ich von einem solchen erwartet hatte. Besonders beeindruckte mich die elektrische Melkmaschine, die in unserem Kuhstall gerade installiert wurde. Das Gut hatte 85 Milchkühe. Von einer solchen Einrichtung hatte ich noch nie gehört, und ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, wie so etwas funktionieren sollte.



Jesko

Onkel Otto  
auf  
„Loetvogel“





Sprenger-  
hof

Das einzige, was ungefähr nach Rittergut in meinem Sinne aussah, war die breite Fassade des Wohngebäudes mit ihrem Säulenportal. Das wirkte schon herrschaftlich, wenn auch offensichtlich eine Renovierung überfällig war.

Nachdem wir uns alles angesehen hatten, wollten wir mal eben ein Bad in der Ostsee nehmen. Jörg hatte erzählt, es sei bis zum Strand gar nicht weit. Unser Gastgeber bestätigte das. Aber es zeigte sich wieder einmal, dass Jörgs Optimismus und die Auskünfte von Einheimischen mit Vorsicht zu genießen waren. Tatsächlich war es nämlich eine ganz schöne Strecke, und wir wären sogar noch viel weiter gefahren, wenn wir nicht nach einiger Zeit dahinter gekommen wären, dass der Weg am Ende gar nicht zum Strand führte, sondern parallel dazu verlief. Nach so langer Fahrt umzukehren, ohne das Meer erreicht zu haben, kam natürlich nicht in Frage. Daher schlugen wir uns mitsamt den Rädern einfach seitlich in die Büsche. Beinahe wären wir aber doch noch gescheitert, denn nachdem wir uns an Feldrainen entlang über mehrere Hecken und Zäune vorgearbeitet hatten, landeten wir acht bis zehn Meter oberhalb des Strandes an der Kante eines Steilufers.

Irgendwie kamen wir schließlich hinunter, aber meine Freude hielt sich in Grenzen. Ich kannte nämlich die See nur von Timmendorfer Strand und von der Insel Juist, auf der ich erst im vorletzten Sommer gewesen war, und hatte natürlich erwartet, es würde hier auch so aussehen. Es sah aber ganz anders aus. Der Strand war schmal und steinig, der Sand grau. Wo ich Dünen erwartet hatte, gab es nur das von Wind und Wellen angefressene Steilufer, und anstelle von Strandhafer wuchs hier gewöhnliches Unkraut.

Das Meer schließlich dachte gar nicht daran, uns mit einer hübschen Brandung zu imponieren, sondern zeigte sich fast spiegelglatt und leblos. Jedenfalls konnte man aber baden, und es gab keinen Touristenrummel, ja, es war überhaupt weit und breit kein Mensch zu sehen.

Ich prüfte das Wasser mit dem großen Zeh und fand es ziemlich kalt. Daher war ich nicht traurig, als Jörg plötzlich verkündete, wir müssten in spätestens fünf Minuten wieder fahren, denn Onkel Otto, so nannte Jörg unseren Gastgeber, und so nannten wir diesen auch bereits unter uns, Onkel Otto also lege Wert darauf, dass wir pünktlich um ein Uhr zum Mittagsessen erschienen. Dennoch tauchten wir wenigstens rasch einmal unter.

Auf dem Rückweg mussten wir wieder das Steilufer überwinden. Jörg und ich wählten einen kleinen Umweg und kamen dadurch ganz gut hinauf. Fred aber wollte wieder mal mit dem Kopf durch die Wand und hatte den Ehrgeiz, es auf dem kürzesten Wege zu schaffen. Vielleicht wäre ihm das auch gelungen, aber nicht mit dem Fahrrad. Er kam nur ein kleines Stück hoch, mühte sich dann eine Weile vergeblich, verlor schließlich den Halt und purzelte samt Fahrrad wieder hinunter.

Jörg und ich grinnten schadenfroh auf ihn hinab. Das war aber wohl nicht ganz das Richtige, denn nun griff Fred wutbebend nach dem nächsten Kieselstein und warf ihn zu uns hinauf. Ehe ich wusste, wie mir geschah, knallte mir der Stein ans Bein. Vor Überraschung brachte ich nur ein empörtes "Äh!" heraus. Mehr hätte ich auch nicht tun können, denn Fred war ja immer noch unten. Als er endlich nun auch auf dem Umweg oben ankam, war meine Wut schon etwas verflogen. Ich war nur noch beleidigt und fuhr schweigend hinter den beiden anderen her. Fred seinerseits noch ganz beleidigte Unschuld brauchte sich daher nur einen milden Verweis von Jörg anzuhören. Dann sagte keiner mehr was. Als wir zu Hause ankamen, war die Sache vergessen.

Bei Tisch fragte uns Onkel Otto, ob wir nicht auf dem Feld etwas helfen wollten, wir bekämen auch 30 Pfennig pro Stunde. Nun war dieser Lohn selbst 1952 und selbst für Schüler nicht gerade überwältigend, aber als Gäste mussten wir schon freudig zustimmen, was offenbar auch erwartet wurde. Im übrigen hatten wir gar nichts dagegen. Da das Strandleben nicht so attraktiv war wie erwartet, konnten uns andere Beschäftigungsmöglichkeiten nur recht sein.

Die Arbeit fing gleich nach dem Essen an, und zwar mussten wir im Garten Kartoffeln ausgraben. Dann wurden wir auf ein Feld geschickt, wo wir Garben zum Trocknen aufstellen sollten. Das war gar nicht so einfach, zumal der Mähbinder häufig versagt hatte, so dass viele Garben mit Strohalmen nachgebunden werden mussten. Es war aber auch eine recht stumpfsinnige Arbeit, und die stechende Sonne trug ebenfalls nicht zur Begeisterung bei. So kam Fred auf die Idee, sich durch die Jagd auf eine Maus Abwechslung zu verschaffen. Er ließ das aber bald wieder sein, nachdem ihn das Opfer kräftig in den Finger gebissen hatte. Nach zwei Stunden beendete ein Gewitter den Einsatz und brachte willkommene Abkühlung. Wir überstanden den Schauer leidlich trocken unter einem Garbenbündel.

13. bis 21. August. Nach der zweiten Nacht hatten wir genug von der Scheune und bauten auf einer nahe gelegenen Wiese unsere Zelte auf. Für das Gepäck stellte uns Onkel Otto eine verschließbare Kammer in einem Schuppen zur Verfügung.

Unser Tageslauf begann in der Regel ziemlich spät. Das Frühstück, das im Gegensatz zum Mittag- und Abendessen unsere eigene Angelegenheit blieb, nahmen wir in dem "großen Zelt" ein. Dort waren wir dennoch ziemlich beengt und auch vor Wespen nicht sicher, die unsere Marmelade offenbar unwiderstehlich fanden. Vielleicht hätten wir es anderswo, etwa in der Küche, bequemer haben können, aber Fred wollte nicht. Er hatte es lieber spartanisch-romantisch, wie auf der Fahrt. Der einzige Luxus, den wir uns leisteten, war eine große Kanne heiße Milch, die wir uns aus der Küche holen durften. Dabei mochte ich heiße Milch eigentlich überhaupt nicht und nahm sie nur, weil nichts anderes da war, und sie kostete ja auch nichts. Ohnehin hatte ich mit dem Trinken schon genug Ärger. Ich besaß nämlich nur einen Patent-Reisebecher, der aus zusammenschiebbaren Aluminiumringen bestand und nicht nur leckte, sondern auch noch so klein war, dass er nach jedem Schluck neu gefüllt werden musste. Dies forderte verständlicherweise nicht nur Fred, sondern sogar auch Jörg des öfteren zu Unmutsäußerungen heraus.

Mittags und abends speisten wir wesentlich kultivierter im Kreise der Familie und der Gäste. Letztere traten häufig und zahlreich auf und waren meist von Adel. Einmal, als wir in einen besonders großen Trubel platzten, reichte mir ein Herr die Hand und sagte: "Würfel." - "Nanu!" dachte ich, "was ist das denn für eine komische Redensart?" und grübelte, welche Bedeutung das Stichwort "Würfel" in dieser Situation wohl haben mochte. Schließlich kam mir die Erleuchtung: Der Mann hatte sich offenbar nur vorge- stellt.

Das Essen war an sich gut, aber nicht besonders abwechslungsreich. Es gab nämlich jeden Mittag Schinken und jeden Abend als Nachtisch saure Milch oder rote Grütze.

Von den Menschen, die auf dem Sprengerhof lebten, verdient Onkel Otto besondere Erwähnung. Er war eine kraftvolle, imponierende Erscheinung. Man traf ihn immer dort, wo er gebraucht wurde. Mit seinen Leuten unterhielt er sich in einem herrlichen Platt, von dem wir kein Wort verstanden. Sein Steckenpferd war das Reiten. Es hieß, er habe schon manches Turnier gewonnen. An einem Sonntagmorgen ließ er auf einer Wiese ein paar Hindernisse aufbauen und trainierte.

Die Hausherrin war eine nette Frau, genauer gesagt eine Dame, die in dieser derben, pa- triarchalisch geprägten Umgebung etwas verloren wirkte und anscheinend auch nicht viel zu sagen hatte. Dies war ihrer ebenfalls auf dem Gut lebenden Mutter gar nicht recht, wie sie mir erzählte, als sie mal ein bisschen aus dem Nähkästchen plauderte. Dabei merkte sie zu spät, dass ich erst fünfzehn war. Als sie das hörte, war sie ganz verdat- tert und sagte, sie habe mich für achtzehn gehalten.

Die beiden Söhne des Hauses schlugen dem Vater nach. Sie waren richtige Lausejungen. Obwohl der ältere erst zwölf war, rauchten beide, solange Onkel Otto außer Sicht war, wie die Schlote.

Schließlich wohnten während der Ferien noch zwei etwa zwölf bis dreizehn Jahre alte Jungen als Hausgäste auf dem Gut. Beide waren adlig, aber das fiel nicht weiter auf. Jesko, der aus Schweden kam, sorgte durch sein drolliges Deutsch oft für Heiterkeit.

Sofern wir uns nicht auf dem Feld nützlich machten, trieben wir zusammen mit den anderen Jungen allerhand Späße. Am liebsten spielten wir in der strohgepolsterten Scheune Fangen. Auch Tischtennis war beliebt, obwohl wir es mit Butterbrotbrettchen spielen mussten. Dann wieder maßen wir unsere Kräfte beim Stemmen einer schweren Eisenkette, übten Hochsprung an den Hecken des Vorgartens oder taten einfach gar nichts.

Nur zweimal machten Fred, Jörg und ich uns selbständig, um an den Strand zu fahren. Beim ersten Mal hatten wir wieder Pech: Wir gerieten in einen Schwarm winziger Fliegen, die sich in solchen Mengen auf uns niederließen, dass wir beinahe schwarz aussahen. Sie krochen sogar in die Haare und unter das Hemd und juckten dabei scheußlich. Wir stürzten uns förmlich ins Wasser, schlüpfen wild um uns schlagend wieder in unsere Sachen und suchten dann fluchtartig das Weite.

Beim zweiten Mal machten wir einen größeren Ausflug zu dem Seebad Strande. Dort kauften wir ein Glas billige Marmelade. Sonst mussten wir für Einkäufe extra nach Dänischenhagen fahren, etwa 25 Fahrradminuten entfernt. In Strande hielten wir uns nicht lange auf, da es da nicht viel zu sehen gab, und fuhren weiter den Strand entlang, und zwar direkt am Wasser, wo der Sand feucht und fest ist. Unterwegs badeten wir an einer einsamen Stelle. Dort machte ich mein erstes Urlaubsfoto, einen Schnappschuss von Fred, wie er, vor Kälte zitternd, mit aufgekrepelten Hosenbeinen im Wasser stand und durch den Sucher seines Fotoapparats den Strand fixierte. Fotografen sind manchmal interessanter als ihre Objekte.

Dass ich so wenig fotografierte, lag außer an Geiz auch am Wetter. Mit meiner simplen Box, die nur eine Verschlusszeit von 1/25 Sek. und zwei Blenden hatte, brauchte ich grundsätzlich Sonne, und die machte sich rar.

Nachträglich erscheint es mir, dass unsere Arbeitseinsätze lohnender waren als unsere Freizeitbeschäftigungen.

Am aufregendsten war das "Reuterschleppen", weil das mit Pferden ging, deren Beherrschung ich mir ebenso wenig zugetraut hätte wie die eines Lastautos. Die "Reuter" waren große, von Pferden gezogenen Schlitten. Mit Hilfe dieser Schlitten sollte Bohnenstroh eingebracht werden, das man nach der Ernte auf dem Feld hatte trocknen lassen. Wozu das Stroh noch gebraucht wurde, weiß ich nicht, vielleicht als Futter.

Das Unternehmen begann damit, dass man uns im Stall die Pferde zuteilte. Ich bekam einen Gaul namens Johnny. Man erklärte mir, dass er auf "Hüh!" und "Brrr!" reagiere, drückte mir die Leine in die Hand und überließ mich meinem Schicksal. Ich rief also: "Hüh!", und siehe da, der Gaul setzte sich in Bewegung und folgte mir unauffällig. Er erwies sich als ausgesprochen gutmütig und war höchstens ein bisschen zu phlegmatisch, aber das war mir lieber als umgekehrt.

Auf dem Feld brachte ich Johnny ohne Schwierigkeiten wieder zum Stehen. Ein Reuter wurde angehängt und im Handumdrehen mit einem riesigen Berg Bohnenstroh beladen. Dann ging es hinter Fred und Jörg her, die schon mit ihrer ersten Fuhre unterwegs waren. Der Transport war nicht ganz einfach. Wir mussten die schwankenden Strohhaufen entlang den noch nicht verladenen Reihen, um eine Zaunecke herum und dann schräg über ein größeres, leicht ansteigendes Feld dirigieren. Dabei blieben immer wieder Teile der Ladung auf der Strecke. Jörg lud sogar einmal an der Zaunecke den gesamten Haufen ab und schuf dadurch ein weiteres Hindernis, durch das die Zaunecke noch unangenehmer wurde. Ich kam verhältnismäßig gut zurecht. Mir passierte lediglich das Missgeschick, von Johnny auf den Fuß getreten zu werden, woraufhin ich für den Rest des Tages etwas humpelte.

Bei Einbruch der Dunkelheit war das Stroh am Rande des Feldes zu mehreren mächtigen Hügeln aufgetürmt, in denen es überwintern sollte. Ich fand den Anblick nach fünf Stunden Arbeit ausgesprochen befriedigend.

An den folgenden Tagen wurde gedroschen. Von morgens bis abends knatterte der Traktor, der die Dreschmaschine, ein gigantisches Monstrum, antrieb. Garbe auf Garbe glitt das Förderband hinauf und verschwand prasselnd im Maul des Ungetüms. Am anderen Ende wurden Quader aus gepresstem Stroh ausgestoßen, die gleich in der Scheune verschwanden. An einer Seite rieselte das Korn in einen Sack. Wenn der Sack voll war, musste er auf den Trockenboden getragen und dort ausgeleert werden. Zu Anfang langte ich frohen Mutes auch mal nach einem Sack, würgte ihn mir auf den Buckel und wollte damit los. Ich kam aber, heftig schwankend, nur drei Schritt weit, dann plumpste der Sack endgültig zu Boden. Seitdem beschränkte ich mich auf Handlangerdienste.

Beim Dreschen entstand eine Menge Staub, der mir in die empfindliche Nase stieg und einen regelrechten Schnupfen verursachte. In Ermanglung spezieller Medikamente versuchte ich, ihn mit Hustenbonbons zu bekämpfen, was aber wenig nützte.

Eine ideale Mischung aus Arbeit und Spaß war das Ferkelfangen. Die Ferkel waren bisher frei auf dem Hof herumgelaufen und sollten nun, um ordentliche Schweine zu werden, in den Stall. Zu diesem Zweck jagten wir sie unter großem Hallo kreuz und quer über den Hof. Wenn wir eins in die Enge getrieben hatten, stürzten wir uns drauf und stopften es in einen Sack. Das war nicht einfach, denn die Ferkel zappelten und quiekten, als ob sie schon am Spieß steckten. Ging in einen Sack nichts mehr rein, warf man ihn auf die Schulter und balancierte ihn mühsam, denn drinnen war es immer noch sehr lebendig, in den Stall, wo man ihn wieder ausschüttete. Ein Knecht nahm den Inhalt in Empfang und verteilte ihn auf verschiedene Boxen. Meine Ausbeute war verhältnismäßig bescheiden, da ich Hemmungen hatte, die Ferkel so rabiat zu packen, wie es nötig gewesen wäre.

An den folgenden Tagen wurde gedroschen. Von morgens bis abends knatterte der Traktor, der die Dreschmaschine, ein gigantisches Monstrum, antrieb. Garbe auf Garbe glitt das Förderband hinauf und verschwand prasselnd im Maul des Ungetüms. Am anderen Ende wurden Quader aus gepresstem Stroh ausgestoßen, die gleich in der Scheune verschwanden. An einer Seite rieselte das Korn in einen Sack. Wenn der Sack voll war, musste er auf den Trockenboden getragen und dort ausgeleert werden. Zu Anfang langte ich frohen Mutes auch mal nach einem Sack, würgte ihn mir auf den Buckel und wollte damit los. Ich kam aber, heftig schwankend, nur drei Schritt weit, dann plumpste der Sack endgültig zu Boden. Seitdem beschränkte ich mich auf Handlangerdienste.

Beim Dreschen entstand eine Menge Staub, der mir in die empfindliche Nase stieg und einen regelrechten Schnupfen verursachte. In Ermangelung spezieller Medikamente versuchte ich, ihn mit Hustenbonbons zu bekämpfen, was aber wenig nützte.

Eine ideale Mischung aus Arbeit und Spaß war das Ferkelfangen. Die Ferkel waren bisher frei auf dem Hof herumgelaufen und sollten nun, um ordentliche Schweine zu werden, in den Stall. Zu diesem Zweck jagten wir sie unter großem Hallo kreuz und quer über den Hof. Wenn wir eins in die Enge getrieben hatten, stürzten wir uns drauf und stopften es in einen Sack. Das war nicht einfach, denn die Ferkel zappelten und quiekten, als ob sie schon am Spieß steckten. Ging in einen Sack nichts mehr rein, warf man ihn auf die Schulter und balancierte ihn mühsam, denn drinnen war es immer noch sehr lebendig, in den Stall, wo man ihn wieder ausschüttete. Ein Knecht nahm den Inhalt in Empfang und verteilte ihn auf verschiedene Boxen. Meine Ausbeute war verhältnismäßig bescheiden, da ich Hemmungen hatte, die Ferkel so rabiat zu packen, wie es nötig gewesen wäre.

## VI. Von Sprengerhof nach Cuxhaven

22. August. Wir kamen mal wieder nicht pünktlich los. Als Jörg sich nämlich auf seinen Drahtesel schwang, gab es plötzlich ein hässliches Krachen. Wir sahen nach und stellten fest, dass das Schloss durch eine Packtasche in die Speichen gedrückt wurde und bereits einige davon verbogen hatte. Jörg versuchte, die Störung durch Verlagern des Gepäcks zu beheben, aber merkwürdig! Was auf der ganzen Hinreise ohne weiteres geklappt hatte, ging auf einmal nicht mehr. Jörg musste daher das Schloss tiefer setzen. Das war ein mühseliges Unterfangen, denn die Schrauben waren solide festgerostet.

In Gettorf stießen wir - endlich mal wieder - auf eine Umleitung, die uns fast bis nach Eckernförde führte. Dann ging es in Richtung Rendsburg durch eine ziemlich abgelegene Gegend. Für die Kinder auf den Bauernhöfen war unser Erscheinen offenbar das Ereignis des Tages. Wir selber fühlten uns freilich weniger bedeutend, weil wir infolge zahlreicher Regengüsse durchfeuchtet und dreckbespritzt waren. Zu dem normalen Dreck kam noch eine schwarze Schmiere, die dadurch entstand, dass Straßenstaub an der "Schutzschicht" aus Staufferfett hängen blieb und die dann vorzugsweise auf unsere Waden abfärbte. Es war also eine wenig erfreuliche Fahrt.

Was wir an unserem Tagesziel, der Eider bei Hamdorf, vorfanden, passte genau in diesen Rahmen. Die erreichbaren Uferstreifen waren schmal und feucht, zum Teil sogar sumpfig. Außerdem lagen sie völlig ungeschützt in der flachen Landschaft. Wir überlegten lange, ob wir hier überhaupt bleiben sollten. Da es aber schon spät war und kein Anhalt dafür bestand, dass wir noch etwas Besseres finden würden, ließen wir uns schließlich doch nieder. Als die Zelte erst mal standen, fanden wir den Platz dann gar nicht mehr so schlecht.

Da wir seit Sprengerhof mit dem Essen etwas verwöhnt waren, sollte es heute Abend eine anständige Kartoffel- und Gemüsesuppe geben. Dieses Projekt stieß allerdings auf einige unerwartete Schwierigkeiten.

Den ersten Ärger hatte es schon beim Einkaufen der Zutaten in Hamdorf gegeben. Dieses Nest besaß nur drei Geschäfte, und erst im dritten hatte ich eine Dose Erbsen und Möhren erstehen können.

Als wir die Dose nun öffnen wollten, mussten wir feststellen, dass wir gar keinen Dosenöffner hatten. Aber Fred wusste Rat und konnte nach längeren, nicht ganz ungefährlichen Versuchen nachweisen, dass sich eine Konservendose auch mit einem Fahrtenmesser öffnen lässt.

Kaum war das geschafft, ergab sich das nächste Problem: Wir fanden in unserer Streichholzschachtel nur noch vier angebrochene oder sonst wie beschädigte Hölzchen. Klar, dass wir damit nun auch noch fertig werden wollten. Einer nach dem anderen versuchten wir, aus den Resten noch einen zündenden Funken herauszuholen. Nach einer viertel Stunde waren nur noch ein paar Splitter übrig. Da erhob sich Jörg und holte eine neue Schachtel aus einer nur hundert Schritt entfernten Kneipe. Dorthin musste er sowieso, um Wasser zu holen.

Nun dauerte es nur noch eine halbe Stunde, bis die Kartoffeln einigermaßen gar waren. Die fertige Suppe lohnte, was den Geschmack angeht, den ganzen Aufwand leider nicht. Wir wurden aber jedenfalls satt.

23. August. Wir erwachten davon, dass ganz in der Nähe eine Sirene losheulte. Als wir aus dem Zelt lugten, glitt da direkt vor uns ein Schiff durch die Wiese. Wir rieben uns verdutzt die Augen, bis wir uns daran erinnerten, dass ja hinter dem niedrigen Damm die Eider floss. Und schon öffnete sich fast lautlos die Zugbrücke, eine moderne Konstruktion, über die wir gestern gekommen waren. Auf unserer Straßenkarte war da noch eine Fähre eingezeichnet. Wir sahen eine ganze Weile gebannt zu, wie es funktionierte.

Beim Spülen des Geschirrs gab es mal wieder Aufregung, weil die Dichtung von Freds Henkelmann in eine Pfütze fiel und nicht wieder auftauchte. Es dauerte lange, bis Fred sich damit abgefunden hatte, aber schließlich konnten wir doch aufbrechen.

Heute machte uns ein kräftiger und beharrlicher Gegenwind sehr zu schaffen. Man musste ihm wirklich jeden Meter abringen, selbst wenn es mal ein Stück bergab ging. Soweit der Verkehr es zuließ, fuhren wir in schräger Formation wie die Zugvögel, wobei jeder darauf achtete, dass er nicht zu lange an der Spitze blieb. Anfangs trösteten wir uns damit, dass unsere Straße bei Marne nach Südosten abbiegen würde. Aber anscheinend änderte auch der Wind gerade dort seine Richtung, denn er blies uns auch hinter Marne kräftig ins Gesicht.

Ziemlich abgekämpft landeten wir schließlich in Brunsbüttel, überquerten mit einer Fähre den Nord-Ostsee-Kanal und wollten dann nach Cuxhaven übersetzen. Aber zu unserer Überraschung mussten wir feststellen, dass überhaupt nur zwei Boote täglich fuhren, und die waren längst weg. Das bedeutete, dass wir hier übernachten mussten, aber wo? Jemand riet uns, die Rückkehr des Bootes aus Cuxhaven abzuwarten und den Kapitän zu fragen, ob wir an Bord übernachten dürften. Das taten wir auch, aber der Käpt'n schüttelte nur unwirsch den Kopf und knurrte etwas Unverständliches. Daraufhin dachten wir an die Jugendherberge. Aber zum einen hatte außer mir keiner einen Herbergsausweis, und zum anderen überlegten wir uns, dass wir in der Ferienzeit ohne Voranmeldung sicher nicht unterkommen würden. Davon abgesehen hatten wir wenig Lust, uns in so ein Massenquartier zu begeben.

Eine Weile standen wir noch unschlüssig auf dem windigen, kahlen Kai herum. Dann kehrten wir in der Hoffnung, irgendwo einen Zeltplatz zu finden, wieder um. Als wir in Brunsbüttelkoog an einer klapprigen Scheune vorbeikamen, neben der ein alter Mann auf einem Äckerchen werkete, stoppte Jörg und fragte den Bauern, ob wir hier übernachten dürften. Wir hatten mehr Glück als Verstand. Der Bauer war der Besitzer der Scheune und gab uns die Erlaubnis. Er schärfte uns nur ein, beim Umgang mit Feuer aufzupassen.

Wegen der Feuergefahr musste Fred zu seinem großen Ärger diesmal im Freien kochen. Da er beim Umgang mit dem Kocher ohnehin meist ziemlich reizbar wurde, zogen Jörg und ich es vor, uns während der kritischen Phase etwas zurückzuziehen und die Scheune von innen zu untersuchen.

Im Schein der Taschenlampen sahen wir eine Menge Gerümpel und im Hintergrund einen Berg Stroh. Mehr war ja auch nicht zu erwarten. Aber plötzlich raschelte etwas. Wir dachten sofort an Ratten und wurden vom Jagdfieber gepackt. Ich angelte mir einen Knüppel, Jörg ein paar Wurfgeschosse, und dann rückten wir langsam vor. Als es wieder raschelte, erspähten wir die Geräuschquelle. Es war aber keine Ratte, sondern ein Igel, der behände aus dem Lichtkegel wetzte und sich dann einkugelte. Na, das war natürlich was anderes. Wir zogen uns behutsam wieder zurück.

Nachdem wir uns schlafen gelegt hatten, bemerkten wir bald, dass es hier, wenn auch vielleicht keine Ratten, so aber jedenfalls eine Menge Mäuse gab, denn es piepste und raschelte in allen Ecken. Daraufhin stand Fred noch mal auf und befestigte unsere Lebensmittel mit Hilfe eines Drahtes an einem Balken, so dass die Mäuse nicht drankonnten.

24. August. Unsere Fähre legte schon um halb acht ab. Es war ungemütlich kühl, aber wir freuten uns, dass wir nicht verschlafen hatten. Übrigens waren wir nicht die einzigen Radler, die nach Cuxhaven wollten. Es war noch eine ganze Horde Pfadfinder aus Siegburg auf dem Schiff. Außerdem fiel uns ein Einzelgänger auf, der Berge von Gepäck bei sich hatte, das mit Plaketten und Fähnchen aus halb Europa gepflastert war.

In Cuxhaven fuhren wir direkt zu meinem Onkel Gerhard. Das war übrigens nicht von vornherein klar gewesen, denn die beiden anderen hatten gefragt, was wir denn da überhaupt sollten. Ich hatte ihnen nicht mal kostenlose Unterkunft und Verpflegung in Aussicht stellen können. Dennoch stimmten Fred und Jörg schließlich zu.

Da ich Onkel Gerhard noch nicht kannte und er auch nur ein Vetter meiner Mutter war, siezte ich ihn vorsichtshalber. Dennoch befremdete es mich, dass er es mit mir ebenso hielt. Vielleicht hatte er wegen meiner beträchtlichen Länge, ich hatte das Endstadium von 1,83 m damals schon so ziemlich erreicht, Hemmungen, mich noch zu duzen.

Im übrigen war Onkel Gerhard aber, obwohl Studienrat, durchaus umgänglich und un-terhaltsam. So opferte er seinen restlichen Sonntagmorgen, um uns die Sehenswürdig-keiten von Cuxhaven zu zeigen.

Nachmittags machten wir uns selbständig und gingen an den Strand. Unterwegs steckten wir einen Brief ein, der den versehentlich mitgenommenen Schlüssel zu unserer Kleider-kammer in Sprengerhof enthielt.

Eigentlich hatten wir baden wollen. Aber der Strand war weithin befestigt und zu einer Promenade ausgebaut. In dem nicht sehr sauberen Wasser planschten nur einige Kinder. Daher zogen wir es vor, auf der Promenade spazieren zu gehen.

Manchmal trifft man auch dann, wenn man weit von zu Hause weg ist, und überhaupt nicht daran denkt, Bekannte aus der nächsten Umgebung. So kam uns auf der Strandpromenade von Cuxhaven plötzlich Pfarrer Horstmann aus Schlebusch mit seiner Frau entgegen. Er erkannte uns sogar, aber schließlich hatte er mich erst im Frühjahr, Fred und Jörg im Jahr davor konfirmiert, und außerdem waren wir alle drei bei ihm in der Evangelischen Jungenschaft gewesen. Wir blieben stehen und begrüßten uns. Pfarrer Horstmann erzählte, er sei hier in Urlaub. Wir gaben ein bisschen mit unserer Fahrt an.

Wir schlenderten noch bis zu der sogenannten Kugelbake, einem schwarzen Holzgerüst, und stellten uns dann wieder hungrig bei meinen Verwandten zum Abendessen ein.

Über Nacht konnten uns diese nicht unterbringen, empfahlen uns aber einen Zeltplatz bei Duhnen, einem nahe gelegenen Seebad. Dort fuhren wir dann auch hin.

Nachdem wir die Zelte aufgebaut hatten, wollten wir, obwohl es schon ziemlich spät war, das am Nachmittag ausgefallene letzte Bad in der See nachholen. Aber auch dieser Versuch fiel ins Wasser, da gerade Ebbe war.



Fred und Jörg.

## VII. Von Cuxhaven nach Ahlhorn

25. August. Schon nach 12 Kilometern machten wir die erste Rast, weil wir keinen Drang nach Hause verspürten. Außerdem hatte Fred schon wieder Hunger und wollte was essen. Als er aber zum Fahrtenmesser griff, musste er feststellen, dass es weg war. Er regte sich furchtbar auf und verbohrte sich in die Vorstellung, das Messer müsse noch auf dem Zeltplatz in Duhnen liegen. Nun, ich hätte es dort gelassen und mir im nächsten Ort ein neues gekauft, wenn es mir auch um das Geld leid getan hätte. Mein Messer hatte immerhin fünf Mark gekostet. Aber Fred war nicht davon abzuhalten, sein Gepäck abzubauen und wieder zurückzufahren.

Ich griff derweil zur Landkarte und studierte ausführlich unsere Route, die uns zu einem blauen Fädchen in der Nähe des Ortes Bramstedt führen sollte. Dann pflückte ich einen Strauß Heidekraut und befestigte ihn an der Lenkstange. Schließlich legte ich mich ins Gras und starrte in die Wolken, die sich immer mehr zusammenballten, bis sie die Sonne endgültig verdeckt hatten. Dabei muss ich zu Fred zugute halten, dass er schon nach einer Stunde wieder auftauchte, was wieder eine Gewaltleistung voraussetzte. Vor allem aber, er hatte sein Messer wieder. Damit war der Tag gerettet.

Bereits in Bremerhaven, wo wir uns ansonsten nicht aufhielten, kauften wir die Zuta- ten für unsere Abendmahlzeit, u. a. ließen wir unser Kochgeschirr bis zum Rand mit Milch füllen. Da wir wussten, dass der Deckel nicht ganz dicht war, fütterten wir ihn mit Pergamentpapier aus und hängten das Gefäß auch nicht an die Lenkstange, sondern trugen es einhändig fahrend abwechselnd in der Hand. Auf die Dauer war es verdammt unbequem, das schwer beladene Rad mit einer Hand zu dirigieren und gleichzeitig mit der anderen das Kochgeschirr möglichst ruhig zu halten.

Als Jörg einmal nicht aufpasste, verlor er das Gleichgewicht und fand sich plötzlich im Straßengraben wieder. Nachdem er kapiert hatte, was los war, überzeugte er sich zuerst davon, dass das Kochgeschirr noch zu war. Dann rappelte er sich grinsend wieder hoch. Da ihm selbst glücklicherweise auch nichts passiert war, konnten wir die Fahrt bald fortsetzen. Im übrigen änderte aber alle Sorgfalt nichts daran, dass das Kochgeschirr während der ganzen Fahrt beängstigend tropfte.

Das blaue Fädchen bei Bramstedt fanden wir ohne Schwierigkeiten. Es entsprach allerdings nicht ganz unseren Erwartungen. Eigentlich war es nur ein in Gebüsch und Schilf verborgener, mit Entengrütze und Seerosen bedeckter Wassergraben. Die angrenzenden Wiesen gefielen uns auch nicht, denn sie waren offensichtlich sumpfig. Schließlich entdeckten wir aber eine etwas erhöhte, halbwegs trockene Stelle, auf der wir uns kurz entschlossen niederließen, denn es dämmerte schon und begann auch leicht zu regnen.

Nachdem die Zelte standen, ging ich mit dem Kochtopf auf Wassersuche. Ich wurde auch bald in einem einsam gelegenen Haus an dem Feldweg fündig, auf dem wir gekommen waren. Allerdings konnte ich dort nicht einfach an einen Wasserhahn gehen, sondern musste mir das kühle Nass aus einem Brunnen im Garten schöpfen lassen.

Fred wartete schon mit einer geplatzen, nur mühsam mit beiden Händen zusammengehaltenen Tüte Gries und machte sich sogleich ans Werk. Es wurde dramatisch wie immer, aber in Anbetracht der regnerischen Nacht und der unwirtlichen Gegend fand ich es diesmal richtig gemütlich im Zelt. Auf das Spülen und Waschen verzichteten wir, denn es schien zwecklos, im Dunkeln über die nasse, hubbelige Wiese zu stolpern und einen Zugang zu dem tief im Gestrüpp versteckten Bach zu suchen.

Das blaue Fädchen bei Bramstedt fanden wir ohne Schwierigkeiten. Es entsprach allerdings nicht ganz unseren Erwartungen. Eigentlich war es nur ein in Gebüsch und Schilf verborgener, mit Entengrütze und Seerosen bedeckter Wassergraben. Die angrenzenden Wiesen gefielen uns auch nicht, denn sie waren offensichtlich sumpfig. Schließlich entdeckten wir aber eine etwas erhöhte, halbwegs trockene Stelle, auf der wir uns kurz entschlossen niederließen, denn es dämmerte schon und begann auch leicht zu regnen.

Nachdem die Zelte standen, ging ich mit dem Kochtopf auf Wassersuche. Ich wurde auch bald in einem einsam gelegenen Haus an dem Feldweg fündig, auf dem wir gekommen waren. Allerdings konnte ich dort nicht einfach an einen Wasserhahn gehen, sondern musste mir das kühle Nass aus einem Brunnen im Garten schöpfen lassen.

Fred wartete schon mit einer geplatzen, nur mühsam mit beiden Händen zusammengehaltenen Tüte Grieß und machte sich sogleich ans Werk. Es wurde dramatisch wie immer, aber in Anbetracht der regnerischen Nacht und der unwirtlichen Gegend fand ich es diesmal richtig gemütlich im Zelt. Auf das Spülen und Waschen verzichteten wir, denn es schien zwecklos, im Dunkeln über die nasse, hubbelige Wiese zu stolpern und einen Zugang zu dem tief im Gestrüpp versteckten Bach zu suchen.

26. August. Selbst im hellen Morgenlicht war es nicht ganz einfach, an den Bach heranzukommen. Die Wiese war nicht nur sumpfig, sondern auch mit zahllosen Kuhfladen vermint. Zum Glück gab es aber immer wieder festere Grashubbel, auf denen wir uns vorantasten konnten. Zwischendurch galt es auch noch, einen Stacheldrahtzaun zu überwinden und das Gehege eines Bullen zu passieren, der uns aus nicht besonders großer Entfernung anglotzte. Schließlich hatten wir eine Stelle erreicht, von der aus man das Wasser wenigstens sehen konnte. Es befand sich jedoch am Fuße einer steilen Uferböschung, so dass man gerade eine Hand hineintauchen konnte, wenn man sich mit der anderen an einem Ast festhielt. Wir mussten uns daher damit begnügen, den Kochtopf zu füllen, um wenigstens das Geschirr spülen zu können.

Heute gedachten wir Ahlhorn zu erreichen, wo wir, wie ich schon erwähnte, ein paar Tage Station machen wollten. Um nach Ahlhorn zu kommen, hätte es am nächsten gelegen, die Weser nördlich von Bremen mittels einer Fähre zu überqueren. Aber eine Fähre kostete Geld, und außerdem wussten wir nicht, wann sie fuhr. Die nächste Weserbrücke lag erst mitten in Bremen, was einen beträchtlichen Umweg bedeutete. Dafür gab es in Bremen aber, wie Onkel Gerhard erzählt hatte, allerhand zu sehen. Daher hatten wir uns schließlich doch für diese Alternative entschieden.

Auf meiner Straßenkarte sah Bremen, was die Orientierung betraf, harmlos aus. Die B 6 durchquerte die Stadt als kräftige Linie geradewegs von Norden nach Süden. Mit der Wirklichkeit hatte das allerdings wenig zu tun. Es kamen Umleitungen und schlecht beschilderte Abzweigungen, und schließlich hatten wir uns mal wieder restlos verfranzt. Dabei mag es durchaus sein dass wir im wesentlichen den richtigen Kurs gehalten hatten, aber wenn es so war, merkten wir es nicht. Jedenfalls waren wir viel länger unterwegs, als man es nach der Karte erwarten konnte. Daher hatten wir für Besichtigungen nichts mehr übrig und waren froh, als Bremen endlich hinter uns lag.

Unser Weg wandte sich nun westlich in Richtung Cloppenburg. Ein paar Kilometer vor dieser Stadt liegt bei einer Straßenkreuzung der Ort Ahlhorn, und bei diesem Ort wiederum das Blockhaus Ahlhorn, in dem wir ein paar Tage bleiben wollten. Das Blockhaus war ein Freizeithaus, auf das Jörg durch einen Onkel gekommen war, den damaligen Landesjugendpfarrer von Oldenburg.

Als wir uns nun Ahlhorn näherten, stellte sich heraus, dass Jörg keine Ahnung hatte, wo das Blockhaus etwa zu suchen wäre, ob vor oder hinter, rechts oder links von Ahlhorn. Er hatte aber nicht ganz unrecht mit der Vermutung, dass wir es schon irgendwie finden würden. Tatsächlich trafen wir Einheimische, die ausnahmsweise mal Bescheid wussten. Nicht weniger erfreulich war die Auskunft, dass wir das Ziel noch vor uns hätten. Wir fanden das Blockhaus dann ohne weiteres, obwohl der Weg tief in den Wald hinein führte und nur lückenhaft gekennzeichnet war.

Meine Vorstellung von diesem Blockhaus, die irgendwie durch Karl May beeinflusst war, erwies sich als völlig falsch. Es handelte sich nämlich um einen Komplex ganz gewöhnlicher Heimgebäude, der allerdings romantisch inmitten weiter Wälder am Ufer eines großen Fischteiches gelegen war.

Der Heimleiter wies uns eines von mehreren großen Tonnenzelten zu, die etwas abseits im Wald standen. Es enthielt etwa ein Dutzend Feldbetten, war aber nicht belegt und sollte offenbar demnächst abgebaut werden. Wir hatten also viel Platz, sogar für die Räder, und brauchten mal nicht auf allen Vieren zu kriechen. Auch die Feldbetten empfanden wir als angenehm und waren daher, rechtschaffen müde, bald eingeschlafen.

## VIII. Ahlhorn

Ursprünglich hatten wir beabsichtigt, hier nur drei bis vier Tage zu bleiben und dann auf dem schnellsten Weg nach Hause zu fahren, denn die Schulferien näherten sich dem Ende. Allerdings war schon seit einiger Zeit von einer Kinderlähmungsepidemie die Rede, und inzwischen war uns das Gerücht zu Ohren gekommen, die Ferien sollten deswegen verlängert werden. Falls das stimmte, wollten wir uns mit der Heimreise natürlich nicht so beeilen. Deshalb ließ Jörg nun einen Eilbrief nach Hause los. Postwendend kam die Antwort, die Ferien seien tatsächlich bis zum 15. September, also um fast zwei Wochen, verlängert worden, und wir dürften noch bleiben. Später stellte sich heraus, dass Jörgs Mutter die zweite Frage selbständig entschieden hatte, ohne Freds und meine Eltern zu fragen. Daraufhin beschlossen wir auf Jörgs Wunsch, noch bis zum 31. August in Ahlhorn zu bleiben, weil für diesen Tag Jörgs Onkel seinen Besuch angekündigt hatte.

In der Folgezeit taten wir nur einmal etwas Nützliches, indem wir in der Küche beim Kartoffelschälen halfen. Ansonsten gaben wir uns aber ganz der Freizeit hin. Nicht mal um die Herstellung des Essens brauchten wir uns, abgesehen von der Schälaktion, zu kümmern. Übrigens taten wir uns beim Essen keinen Zwang an, sondern vertilgten unheimliche Mengen, da es so oder so dasselbe, und zwar recht wenig, kostete. Ein Tag Unterkunft mit Verpflegung 2,25 DM!

Ahlhorn



Am liebsten beschäftigten wir uns mit einem altersschwachen Ruderboot, das an einem Steg hinter dem Heim festgemacht war. Obwohl es statt der Ruder nur zwei Stangen hatte, an deren Enden je ein Brettchen festgenagelt war, konnte man damit eine deutlich wahrnehmbare Fortbewegung erzielen. Bei Gegenwind half allerdings nur noch Staken, sofern man Grund fand, sonst ließ man sich am besten treiben. In den Verschnaufpausen spielten wir Skat oder schöpften mit einer alten Konservendose das eingedrungene Wasser aus, denn der Kahn war nicht ganz dicht.

Häufig unternahmen wir Vorstöße in eine Gruppe von Inselchen, die durch Gestrüpp und Wasserpflanzen regelrecht miteinander verfilzt waren. Oft mussten wir uns mit den Fahrtenmessern eine Schneise bahnen oder uns, auf dem Rücken liegend, an Ästen wei-terziehen. Meist saß das Boot am Ende so fest, dass wir es nur mit Mühe wieder frei be- kamen.

Selbst aus dem Anlegen machten wir noch was: Der "Steuermann" tauchte das Bootstau, eine alte Wäscheleine, ins Wasser, um es schön griffig und schwer zu machen, wickelte es mit geschicktem Lassoschwung um einen am Ufer stehenden Baum oder Pfahl und zog das Boot daran an Land, sofern es nicht mittlerweile von selbst dort angekommen war. "Anpollern" nannte Jörg das. Einen praktischen Nährwert hatte das Manöver nur, wenn wir bei unserem Zelt landen wollten, das ein Stück vom Bootssteg entfernt lag. Durch das "Anpollern" gelang es uns hier, so nahe ans Ufer zu kommen, dass wir beim Aussteigen statt 2,50 m nur noch 1,50 m durchs Wasser waten mussten.

Leider hatten wir den Kahn nicht immer zur Verfügung. Zwar war das Heim wegen der Kinderlähmungsepidemie fast leer, aber eine kleine Gruppe, einige Einzelgänger und das Küchenpersonal waren noch da und wollten auch mal rudern. Dann mussten wir uns was anderes einfallen lassen.

An sich hätte es nahe gelegen, ausgiebig zu baden. Aber das modderige Wasser, in dem man dauernd in Schlingpflanzen geriet, war wenig dazu angetan, so dass wir nur ein- oder zweimal hineinstiegen.

Der Teich bot aber noch mehr Möglichkeiten, z.B. die Froschjagd. Die Dicken, die uns nachts durch ihr Gequake ärgerten, kriegten wir allerdings nie, da sie jedes Mal gerade noch rechtzeitig ins Wasser plumpsten und wegtauchten. Dafür waren wir bei den Kleinen oft erfolgreich. Hatten wir eins der Tierchen gefangen, betrachteten wir es auf der Hand, ließen es den Daumen entlang krabbeln und pieksten es, wenn es oben angekommen war, so lange von hinten, bis es ins Wasser hechtete. Je weiter der Sprung geriet, desto größer unsere Freude.

Eines Tages fiel mir ein, dass ich früher oft Pilze gesammelt hatte und schlug vor, es doch mal damit zu versuchen. Fred und Jörg waren gleich Feuer und Flamme, und so machten wir uns alsbald auf den Weg.

Nach einiger Zeit kam uns die Erkenntnis, dass es für Pilze wohl ein bisschen zu trocken war, und wenn wir doch mal welche fanden, waren es meist keine Maronen- oder Steinpilze, die wir von den essbaren Arten als einzige gut genug zu kennen glaubten. Dennoch entdeckten wir ab und zu auch solche und stürzten dann jedes Mal mit lautem Gebrüll darauf los. Im übrigen machte es trotz der mageren Ausbeute Spaß, den Wald zu durchstreifen, der sich von immer neuen Seiten zeigte und dabei vollkommen menschenleer war.



Als Fred die Pilze abends zubereitete, musste er noch die Hälfte wegschneiden, weil Wurmlöcher drin waren. Der kümmerliche Rest wurde mit Margarine gebraten und schmeckte ausgezeichnet.

Beim Pilzesuchen war uns aufgefallen, dass es in der Umgebung massenhaft Brombeeren gab. Daher zogen wir am nächsten Tag gleich wieder los. Wir brauchten nur bis zum nächsten Fischteich zu gehen. An dessen Ufer stießen wir auf ein wahres Brombeerparadies. Das Pflücken war allerdings beschwerlich, da auch die Ranken und Stacheln gut entwickelt waren. Dafür gab es aber keinerlei Konkurrenz, weil wir uns tief im Wald befanden, wo so leicht keiner hinkam. Dennoch wiesen Schilder am Teichufer darauf hin, dass das Pflücken verboten sei. Anscheinend waren die Fische hier besonders ruhebedürftig, oder man hatte Angst, die Pflücker könnten in den Teich fallen. Wie dem auch sei, wir füllten unsere sämtlichen Taschen. Abends streuten wir Zucker auf die Beeren und schlugen uns vor dem Zelt den Bauch voll. Anschließend liefen wir zwei Tage mit blauen Zähnen herum.

Am 31. August stattete Jörgs Onkel dem Heim den angekündigten Besuch ab. Nachdem er in der Kapelle einen Gottesdienst gehalten hatte, empfing er uns und erklärte, er habe heute seinen sozialen Tag und lade uns daher zu einer Freizeit von Jugendleitern auf Wangerooze ein.

Wir waren natürlich ziemlich verdattert, denn schließlich befanden wir uns schon auf dem Heimweg. Außerdem gab es da ein paar Probleme. Die Freizeit dauerte vom 7. bis 13. September, wir hatten aber erst den 31. August und mussten spätestens am 15. September wieder zu Hause sein. Außerdem waren meine Klamotten nur bis zum 1. September berechnet. Wenn man bedenkt, dass man damals z.B. das Hemd nur wöchentlich wechselte, wird deutlich, dass da eigentlich überhaupt keine Tragezeitreserve mehr drin war. In finanzieller Hinsicht hätte es bei mir reichen müssen, ich hatte noch etwa 40 Mark. Bei Jörg hingegen schien es knapp zu werden. Dabei stand ihm noch der Kauf eines neuen Gepäckträgers bevor, da seiner gebrochen war. Schließlich war da noch die Frage, ob man ein so großzügiges Angebot überhaupt annehmen könne. Aber Onkel Götz ließ keinen Einwand gelten, erklärte sich bereit, den Aufenthalt in Ahlhorn und Wangerooze zu bezahlen und wischte auch das Terminproblem mit dem Argument vom Tisch, wir bräuchten die Freizeit ja nicht bis zum Ende mitzumachen. Mir schien die Aktion insgeheim zwar unverhältnismäßig aufwendig, aber die beiden anderen waren begeistert, und damit war das Ergebnis klar. Das bedeutete zunächst mal, dass wir uns weitere fünf Tage in Ahlhorn amüsieren konnten.

Außer den schon geschilderten Beschäftigungsmöglichkeiten gab es da noch die Heim- bücherei, meine Skatkarten und vor allem das Tischtennispiel, das allerdings kaum als solches zu erkennen war. Die Platte bestand aus zwei zusammengeschobenen wackligen Esstischen. Als Netz diente ein Küchenhandtuch, das über einer zwischen zwei Stühlen gespannten Leine hing. Normal waren nur die Schläger und, zunächst jedenfalls, der Ball. Dieser zerlegte sich allerdings, da wir fleißig damit spielten, bald in zwei Hälften, was dem Spiel eine besondere Note verlieh. Natürlich hätten wir noch lieber mit ganzen Bällen gespielt, aber in Ahlhorn gab es keine. Um diesen ungewöhnlichen Artikel zu erwerben, mussten wir einen Ausflug in die nächste Stadt, Cloppenburg, machen. Auf dieser Tour landete übrigens auch ich mal im Straßengraben, wobei mir jedoch nichts passierte.

Der Gästebetrieb im Blockhaus schief nun zusehends ein, so dass es allmählich etwas langweilig wurde. Daher war es eine willkommene Abwechslung, als Onkel Götz uns eines Nachmittags mit seinem Dienstwagen nach Oldenburg holen ließ, wo er wohnte, und uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigte. U.a. sahen wir ein Museum, in dem es eine Christusstatue mit echtem Haar gab. Außerdem lernten wir, dass es in Oldenburg elf Monate im Jahr regne und sonst schlechtes Wetter herrsche. Im übrigen habe ich ko- mischerweise nur behalten, dass ich eine Tube Zahnpaste kaufte. Vielleicht lag es daran, dass die Paste rot-weiß gestreift war, was ich damals noch nicht kannte.

Unsere letzte Unternehmung galt den Hünengräbern und prähistorischen Kultstätten bei Visbek. Diese Unternehmung erforderte einen ganzen Tag und damit auch den Verzicht auf das Mittagessen. Dafür gab uns die Küchenchefin aber einen Berg Butterbrote mit. Sie hatte übrigens eine verblüffende Ähnlichkeit mit Friedrich dem Großen. Deshalb nannten wir sie untereinander auch Ricus Rex.

Die Fahrt nach Visbek war etwas enttäuschend, weil wir ohne sachkundige Erläuterung mit den Steingebilden, die wir zu sehen bekamen, nicht viel anfangen konnten. Das galt vor allem für zwei etwa hundert Schritt lange, aus Findlingen gebildete Ovale. Wir hatten nur gehört, dass es sich der örtlichen Überlieferung zufolge um Versammlungsorte von Hexen und bösen Geistern handelte. Am eindrucksvollsten war ein mit zwei uralten Eichen regelrecht verwachsenes Hünengrab, das Heidenopfertisch genannte wurde. Es verführte mich zu einem der acht Fotos, die ich während der ganzen Fahrt gemacht habe.

## IX. Von Ahlhorn nach Wangerooge

6. September. Nach dem Mittagessen, wir hatten nämlich heute nur 36 km bis Oldenburg vor uns, brachen wir auf. Kaum saßen wir auf den Rädern, wurde es auch wieder spannend, denn ein Lastzug rauschte neben uns durch eine Pfütze und erzeugte eine kalte, jedoch keineswegs säubernde Dusche. Und bald darauf entdeckte ich, dass ich meinen Reiseproviant im Blockhaus hatte liegen lassen.

In Oldenburg angelangt, konnten wir das Haus von Onkel Götz, mit dem wir verabredet waren, zunächst nicht wiederfinden, obwohl die Straße stimmte. Wir erkannten es erst, nachdem wir mehrmals daran vorbeigefahren waren. Aber nun war keiner da. Deshalb ließen wir uns auf der Treppe nieder und ergaben uns dem Skatspiel. Gerade als ich endlich mal ein Grand mit Vieren auf der Hand hatte, kehrte Onkel Götz mit Frau und Töchterchen vom Spaziergang zurück.

Wir hatten dann einen sehr netten Abend, bei dem wir insbesondere zahlreiche Kartenkunststückchen kennen lernten.

Onkel Götz hatte arrangiert, dass wir in Oldenburg im Schülerheim übernachten konnten. Es war schon ziemlich spät, als wir aufbrachen.

Onkel Götz erklärte uns noch den Weg, und seine Frau steckte uns einige Teilchen zu. Dann zogen wir ab.

Der Leiter des Schülerheims schien so seine Erfahrungen gemacht zu haben, denn er wollte uns nicht recht glauben, dass wir zu so später Stunde noch vom Herrn Pfarrer kämen. Dabei war unsere Harmlosigkeit doch nun wirklich kaum zu überbieten. Aber anscheinend sah man uns das nicht an. Im Gegenteil, wir fielen gleich noch mal unangenehm auf, als ich um Erlaubnis bat, die heimeigenen Decken benutzen zu dürfen, damit wir für die paar Stunden nicht extra unser Gepäck auseinandernehmen müssten. Der Heimleiter knurrte, es habe geheißen, wir hätten unser eigenes Schlafzeug, und gab erst nach einigem Hin und Her nach.

Wangerooge



Obwohl ein beträchtlicher Lärm herrschte, im Heim fand gerade irgendein Fest statt, waren wir unter den heimeigenen Decken bald fest eingeschlafen.

7. September. Wir standen ziemlich früh auf, weil wir schon mittags in Carolinensiel, dem Fährhafen, sein mussten. Im Heim rührte sich noch nichts, auch nicht in der Küche, so dass wir mit leerem Magen abziehen mussten. Zum Glück war wenigstens die Haustür unverschlossen.

Unsere einzigen Essvorräte, die drei Teilchen von gestern Abend, verzehrten wir im Fahren. Kaufen konnte man leider nichts, da Sonntag war. Obendrein war es lausig kalt. Im Laufe des Vormittags wurde es zwar wärmer, dafür aber auch die Gegend immer langweiliger. Die schmale, holprige Ziegelsteinstraße schien kein Ende zu nehmen. Verkehr gab es kaum, und bezeichnenderweise bedachte uns jeder Dorfjunge mit einem "Servus" und offenkundiger Neugier.

Da eine Rast unseren Hunger nur verlängert hätte, fuhren wir in einem durch und schafften die 80 km bis Carolinensiel in 4 Stunden. Diese Entfernung entsprach immerhin einer mittleren Tagesetappe. Als Folge dieses Kraftaktes kamen wir allerdings zwei Stunden zu früh an. Nun hätten wir diese Zeit für ein vernünftiges Mittagessen nutzen können. Stattdessen kauften wir uns am Bahnhofskiosk Kekse und Schokolade und dösten dann im Wartesaal vor uns hin.

Nach und nach traf eine ganze Reihe von Leuten ein, unter denen sicher auch Teilnehmer unserer Freizeit waren. Bloß Onkel Götz ließ sich nicht blicken. Da wir auf ihn angewiesen waren, wir hatten keine Fahrkarten und auch keine Ahnung, wie es auf Wangerooge weitergehen sollte, wurden wir allmählich unruhig. Als er kurz vor Abfahrt des Zuges, der uns zum Schiff bringen sollte, endlich auftauchte, fiel uns ein kleiner Stein vom Herzen. Nun ging es plötzlich ein bisschen hektisch zu, weil wir, was wir vorher nicht gewusst hatten, unsere Räder noch bei der Aufbewahrung abgeben mussten. Dies hätte an sich bedeutet, unser vielteiliges Gepäck, das sich für eine Verwahrung durch die Bundesbahn nicht eignete, lose auf dem Arm zu tragen. Da kam Onkel Götz auf die gute Idee, uns für die Sachen, die wir auf der Insel nicht brauchten, seine Parkbox anzubieten. Wegen der Rattengefahr erlaubte er uns sogar, das Gepäck auf dem Dach seines Volkswagens zu lagern.

Kurz darauf saßen wir in der gemütlichen Bimmelbahn. Als wir den Deich überquerten und unser Blick auf das Wattenmeer fiel, waren wir zunächst etwas enttäuscht. Wir sahen nämlich keine rauschenden Nordseewogen, sondern nur eine dunkle Brühe, die träge gegen die Schotterböschung schwappte. Vom Schiff aus war der Anblick jedoch schon viel besser.

Auf der Insel mussten wir dann noch mal ein Stück mit der Inselbahn fahren. Dann sammelten wir uns vor dem Bahnhof. Ich blickte mich um, sah all die elegant oder zünftig gekleideten Feriengäste und kam mir auf einmal ziemlich fehl am Platze vor. Meine Kluft bestand nämlich aus einer schlotternden Lederhose, in die ich nie hineinwachsen würde, einer "Lumberjack", aus der ich längst herausgewachsen war, und einem schäbigen karierten Hemd. An meinen Haaren hatte sich seit mindestens sechs Wochen kein Frisör mehr betätigt. Und als Gepäck hatte ich prall gefüllte Fahrradtaschen und noch allerhand Einzelteile über dem Arm hängen. Fred und Jörg sahen kaum eleganter aus. Für den Aufenthalt in einem Seebad waren wir eben nicht eingerichtet.

Unsere Unterkunft, die Dünenhalle, war ein Heim wie viele andere, außer dass es kein Personal und keine Küche gab. Herbergseltern und dienstbare Geister rekrutierten sich aus der jeweiligen Belegschaft. Die Verpflegung wurde vom Krankenhaus geliefert und musste dort dreimal täglich mit einem Handwagen abgeholt werden.

Nach dem Kampf um die Betten zerstreute sich die Gruppe bald, um das Terrain zu erkunden. Erst abends sammelte man sich wieder zum Essen. Offenbar wirkten wir drei halb verhungert, denn man schob uns wohlwollend von allen Seiten Reste zu.

Nach dem Essen hielt Onkel Götz eine Begrüßungsrede und schlug dann vor, jeder solle sich mit einem kurzen Lebenslauf selbst vorstellen. Ich war ziemlich zu Anfang dran und rang mir einige Sätze ab, die ungefähr den Inhalt meines Personalausweises wiedergaben. Was hätte man als Untersekundaner in diesem Kreis aber auch sonst erzählen sollen? Am Schluss der Prozedur wusste ich, dass außer Onkel Götz noch ein weiterer Pfarrer mit seiner Frau dabei war, und dass die übrigen etwa fünfzehn Teilnehmer sich aus JugendgruppenleiterInnen zusammensetzten, von denen einige Studierende, manche aber auch älter waren. Alles andere, insbesondere Namen, hatte ich gleich wieder vergessen.



## X. Wangerooge

Tagsüber waren wir normale Feriengäste. Bis auf einen Tag, an dem schlechtes Wetter war, badeten wir reichlich, brien in der Sonne und streiften in den Dünen herum. Natürlich gehörte es auch zum Programm, den Westturm und den Leuchtturm zu besteigen. Die Insel gefiel mir kaum weniger gut als Juist, nur die in den Dünen liegenden Bunkerruinen aus dem Krieg störten etwas.

Oft verfolgten wir die abenteuerlichen Irrflüge eines Modellseglers, den einer der Freizeitler mitgebracht hatte. Der Apparat flog zwar sehr schön, landete aber meistens im Gebüsch, auf Dächern oder im Wasser und musste dann gewöhnlich erst mal repariert werden.

Die Abende verbrachten wir gemeinsam. Einmal referierte jemand über den Evangelischen Kirchentag in München. Ein anderes Mal hatten wir eine Art Robinson zu Gast, einen Studenten, der ganz allein auf der sogenannten Vogelinsel hauste. Er trug einen Vollbart, was damals völlig ungewöhnlich war, und wirkte trotz seiner Schweigsamkeit sehr interessant. Sonst gab es Gesellschaftsspiele. Als Jugendgruppenleiter waren die Teilnehmer bei der Gestaltung der Abende natürlich nie um Einfälle verlegen. Dennoch störte es mich etwas, dass jeder Abend organisiert war. Ausgerechnet in die paar Tage auf Wangerooge fiel Onkel Götz' Geburtstag. Das war insofern ärgerlich, als wir um Mitternacht aus den Betten mussten, um ein Ständchen zu bringen. Am folgenden Abend ertönte plötzlich von draußen Gesang, und dann strömte eine Schar junger Mädchen zur Tür herein und umringte Onkel Götz, um ihm zu gratulieren. Wie sich herausstellte, handelte es sich um eine andere evangelische Gruppe. Einer unserer Freizeitler, ein drolliger Kerl, der aus Lettland stammte, geriet angesichts all der Weiblichkeit restlos aus dem Häuschen.

Er holte seine Quetschkommode hervor, fing an zu spielen und hörte überhaupt nicht wieder auf. Er spielte noch selig verklärt, als die Mädchen längst wieder in der Nacht verschwunden waren.

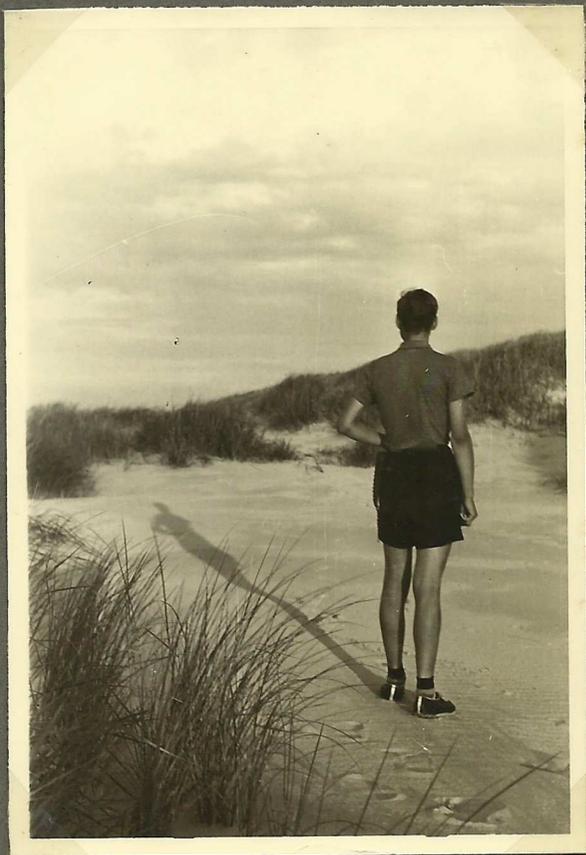
Wie erwähnt, dauerte die Freizeit bis zum 13. September. So lange wollten wir aber nicht bleiben, da uns dann für die Heimfahrt nur zwei Tage geblieben wären und wir keinerlei Verschnaufpause bis zum Schulbeginn gehabt hätten. Es fiel schwer, wieder an die Schule zu denken, aber diesmal gab es keinen Aufschub mehr.



Fred



Die Ostsee bei Kiel









## XI. Von Wangerooge nach Leverkusen

12. September. Die Flut, von der die Fährverbindung zum Festland abhing, lag heute sehr früh. Einerseits war das günstig. Andererseits bedeutete es aber, dass wir schon um vier Uhr aus den Betten mussten. Dies wiederum war um so ärgerlicher, als wir aus Angst, nicht rechtzeitig aufzuwachen, in den paar Nachtstunden nicht mal richtig ge-schlafen hatten.

Wir packten unsere Sachen zusammen, machten die Betten und aßen ohne besonderen Appetit einige aufbewahrte Brote. Dann galt es, noch einige Dankeszeilen für Onkel Götz, den wir am Abend vorher leider nicht mehr angetroffen hatten, zu hinterlassen. Fred schrieb zuerst und gebrauchte genau die Formulierungen, die ich mir zurechtgelegt hatte. Nun versuchte ich krampfhaft, mir einen neuen Text auszudenken, aber es wollte mir einfach nichts einfallen. Als die beiden anderen schließlich ungeduldig wurden, musste ich notgedrungen bei meiner Urfassung bleiben und beinahe wörtlich wiederholen, was Fred schon geschrieben hatte.

Als wir dem Inselbahnhof zustrebten, schien noch der Mond. Der Morgen kündigte sich gerade erst durch eine Verfärbung am Osthimmel an. Auf dem Schiff erlebten wir dann den Sonnenaufgang.

Wir waren noch nie so früh aufgebrochen, aber wir konnten die Zeit auch brauchen. Wir wollten nämlich wieder in Ahlhorn übernachten und die 111 km lange Strecke diesmal an einem Tag schaffen. Das bedeutete die längste Etappe der ganzen Fahrt.

Vorige Seite. Feriengruppe auf Wangerode. Mit Helmut Grau. Fred Gund. Jörg Boström. Bischof Götz Maltusch

Unterwegs überholten wir einen Trecker mit zwei schweren Anhängern. Als wir schon ein ganzes Stück voraus waren, glaubten wir plötzlich, hinter uns Schreie zu hören. Wir drehten uns um und sahen das Gefährt nach links von der Straße herunterfahren. Im gleichen Augenblick entschwand es unseren Blicken, da wir gerade eine Kurve durchfuhren. Wir konnten also nicht mehr erkennen, was eigentlich los war. Erst dachten wir an einen Unfall, aber vermutlich war der Trecker einfach nur in einen Feldweg eingebogen. Wir überlegten eine Weile, ob wir umkehren sollten, rollten dabei aber langsam immer weiter, wodurch sich das Problem schließlich von selbst erledigte.

Während einer Verschnaufpause im Straßengraben schrieb jeder eine Karte nach Hause, um unsere Ankunftszeit mitzuteilen. Eigentlich war das ein bisschen spät, denn wir gedachten schon am nächsten Abend anzukommen. Immerhin aber gab mir die Pause Gelegenheit, ein Foto von Fred und Jörg zu machen und damit das achte und letzte Bild meines einzigen Reisefilms zu verknipsen. Wenn man bedenkt, was wir alles gesehen und erlebt hatten, war meine fotografische Ausbeute etwas dürftig. Allerdings war mein Apparat, wie ich schon erwähnte, eine Box, ein großer, unhandlicher Kasten, den man nicht gerne mit sich herumtrug. Außerdem war die leistungsschwache Box für Schnappschüsse wenig geeignet.

Fred fotografierte demgegenüber eifrig. Er hatte aber auch eine neue Kleinbildkamera, und etwas Neues begeisterte ihn immer. Außerdem verleitet ein Kleinbildfilm für 36 Aufnahmen natürlich wesentlich stärker zum Verbrauch als der kümmerliche Vorrat von acht Aufnahmen, die auf einen Rollfilm im Format 6 x 9 gehen.

War das Blockhaus Ahlhorn schon bei unserer Abreise nur schwach belegt gewesen, so war es bei unserer Rückkehr geradezu verlassen. Die Tonnenzelte waren inzwischen abgebaut. Daher wies man uns richtige Betten im Haus zu, wo wir einen ganzen Schlafsaal für uns allein hatten.

Ich war durch unsere heutige Rekordleistung rechtschaffen müde und legte mich auf das nächste Bett, um mich ein bisschen auszuruhen. Ich schlief dann jedoch, was mir tagsüber bisher nur ganz selten passiert war, unversehens ein, und zwar so fest, dass Fred und Jörg mich zum Abendessen kaum wieder wach kriegten.

Im Essraum, wo wir ebenso allein waren wie im Schlafsaal, schlugen wir uns die Bäuche voll Schokoladensuppe und gingen dann bald zu Bett, weil wir einen anstrengenden Tag hinter uns und sonst nichts zu tun hatten. Nun allerdings klappte es bei mir mit dem Schlafen nicht mehr, ich lag noch stundenlang wach. Dafür wurde ich in aller Herrgottsfrühe wieder munter, weil es in meinen Gedärmen heftig rumorte. Ich tappte zum Klo, aber, Scheiße, der Toilettentrakt war abgeschlossen. Ich musste daher ins Freie und dort erst mal ein Stück laufen, weil es schon hell und im Heimbereich keinerlei Deckung vorhanden war. Erst im Wald konnte ich auf den letzten Drücker den Dingen ihren Lauf lassen. Damit war die Sache zum Glück auch schon ausgestanden.

13. September. Heute sollte unsere Fahrt zu Ende gehen. Da die Strecke Ahlhorn - Schlebusch mit dem Rad an einem Tag natürlich nicht zu schaffen war, wollten wir den letzten Teil mit der Bahn zurücklegen. Als Ausgangspunkt für die Bahnfahrt hatten wir uns ursprünglich Münster ausgesucht. Unterwegs mussten wir aber feststellen, dass Freds Hinterreifen undicht war. Allerdings schien es so, dass wir mit gelegentlichem Aufpumpen hinkommen würden. Auf die Dauer wurde uns das aber zu mulmig. Da wir andererseits zum Flicken weder Zeit noch Lust hatten, einigten wir uns schließlich, schon in Osnabrück in den Zug zu steigen.

Während wir in Osnabrück herumkurvten, passierte es mir zum ersten Mal, dass ich Fred und Jörg aus den Augen verlor. Bei anderer Gelegenheit wäre so etwas unangenehm gewesen, aber jetzt machte es nichts, da wir mit dem Hauptbahnhof ja ein festes Ziel hatten, an dem wir uns dann auch nach wenigen Minuten wiedertrafen.

Fred und Jörg begaben sich nun zur Auskunft, während ich auf die Räder aufpasste. Nach einer Viertelstunde tauchten sie endlich wieder auf. "Na, wann geht's denn los," fragte ich. "Tja," meinte Jörg, "das ist alles ein bisschen kompliziert, wir müssen ein paar Mal umsteigen. Ich schätze, wir gehen schon mal auf den Bahnsteig. Das Weitere wird sich dann schon finden, es fahren ja viele Züge." - "Wieso, habt Ihr denn keinen bestimmten Zug? Auf welchem Bahnsteig sollen wir denn dann gehen? Wir können doch nicht einfach irgendwo einsteigen!" - "Nö," brummte Jörg, "das stimmt schon. Hm, am besten versuchen wir's noch mal."

Die beiden gingen also erneut zur Auskunft. Als sie diesmal zurückkamen, wussten sie wenigstens einen Zug nach Münster, aber immer noch nicht, wie es von dort aus weiter- ge

Das brachte mich so in Rage, dass ich nun selber zur Auskunft marschierte; schließlich mussten wir ja heute noch nach Hause. Und ich hatte Erfolg. Zwar gab es keine Verbindung nach Schlebusch, aber wenigstens eine zur benachbarten Kreisstadt Opladen, was fast auf dasselbe hinauslief.

Nun ging wiederum Jörg zum Schalter, um die Fahrkarten zu besorgen. Als er wieder- kam, eröffnete er uns, er habe aus Kostengründen nur bis Wuppertal gelöst, das letzte Stück könnten wir ja radeln. Dahinter steckte offenbar wieder der Belichtungsmesser, auf den Jörg intensiv sparte. Ich hatte in diesem Augenblick keinen besonderen Nerv für Sparsamkeit und war sauer, musste mich aber zunächst mit der Situation abfinden.

Als der Zug einlief, schoben wir unsere Drahtesel, die wir auf Fahrradkarte mitnahmen, vor den Gepäckwagen. Wir mussten ziemlich lange warten, bis alles mögliche Zeug aus- und eingeladen war. Schließlich kamen auch wir an die Reihe. Als Fred jedoch sein Rad hochwuchten wollte, schnauzte der Kerl im Wagen uns an: "Nix da, mit dem Gepäck nehm' ich die Räder nicht an, kommt gar nicht in Frage!"

Ich kriegte einen Mordsschreck, denn der Zug schien jeden Augenblick abfahren zu wollen. Daher versuchte ich in wilder Hast, die Gepäckriemen zu lösen. Die waren jedoch so sinnreich und solide befestigt, dass ich schließlich in letzter Not zum Messer griff und einfach alles kappte. Wie Fred und Jörg zurecht kamen, sah ich nicht, aber sie schafften es jedenfalls auch. Als wir die Räder endlich los waren, rafften wir unsere losen Klamotten zusammen und stürzten in das nächste Abteil. Das hatte grade noch mal hingehauen!



In Münster mussten wir umsteigen. Das wurde wieder eine Angstpartie, da wir nur wenige Minuten Zeit hatten. Wir spurteten zum Gepäckwagen, nahmen die Räder in Empfang, schleiften sie mitsamt dem losen Gepäck über Bahnsteige, Treppen und Gänge und erreichten den Anschlusszug gerade noch mit letzter Kraft und völlig außer Puste. Aufatmend ließ ich mich, da keine anderen Sitzgelegenheiten frei waren, auf meinen Packtaschen nieder. Dabei bedachte ich leider nicht, dass darin noch eine fast volle Tube Zahnpaste steckte. Ich merkte das erst zu Hause beim Auspacken und hatte dann einige Mühe, die eingetrocknete Paste aus meinen Sachen zu kratzen und zu bürsten.

Die dahingleitende Landschaft, der farbenprächtige Sonnenuntergang, das monotone Rattern des Zuges und das Bewusstsein, die letzten Augenblicke unserer Ferien zu erleben, hätten uns melancholisch stimmen können. Jedoch ließen andere Umstände eine solche Stimmung nicht aufkommen. Abgesehen, davon, dass wir im Vorraum des überfüllten Wagens auf die ungemütlichste Weise eingekeilt waren, mussten wir unsere Gedanken auf einige nüchterne Probleme konzentrieren. Zunächst einmal galt es, unsere Buchhaltung abzuschließen. Dann waren die nicht verbrauchten Lebensmittel gerecht zu verteilen. Ich bekam eine fast volle Packung Mondamin. Weiterhin wollten Fred und Jörg sich nun doch noch ein paar Notizen über unsere Fahrt machen und ließen sich von mir diktieren, was ich in meinen Taschenkalender darüber eingetragen hatte, nämlich im wesentlichen die einzelnen Stationen und die gefahrenen Kilometer.

Zum Schluss stritten wir uns, wie wir von Wuppertal nach Hause kommen sollten. Jörg wollte nach wie vor die Bahnfahrt nach Opladen sparen, Fred war erst auch dafür. Ich hingegen hatte einfach keine Lust mehr, womöglich noch bis Mitternacht zu strampeln. Daher erklärte ich, ich würde notfalls auch allein mit der Bahn weiterfahren, aber das wäre doch kein schöner Abschluss. Schließlich lenkte Fred ein, und dann war auch Jörg einverstanden.

Wir lösten also in Wuppertal bis Opladen nach. Der Schalterbeamte knurrte unwillig, als er dreimal nacheinander Daten für die gleiche Verbindung eingeben und dann auch noch dreimal nacheinander Wechselgeld herausgeben musste. Wir wollten aber unsere gerade erst bereinigten Finanzen nicht wieder durcheinander bringen. Übrigens waren die Ergänzungskarten nicht teuer, was Jörg wieder versöhnte.

Als wir in Opladen ankamen, war es schon fast dunkel. Ich bedauerte das ein bisschen, weil wir nun völlig unbemerkt von unserer glorreichen Fahrt heimkehren mussten.

Auf der Saarstraße trennten wir uns, praktisch zum ersten Mal nach sechs Wochen und nach 1.450 gemeinsam geradelten Kilometern. "Also dann gute Nacht, bis Dienstag!"

Dienstag würde die Schule wieder anfangen.



4. Bildfolge.Theater. Treffen. Klasse.



Koch, Bennert und Barbara Wodarg (Cousine von Lutz Malke)





Carl Duisberg Gymnasium. Leverkusen. 1905.

Jörg Boström.



7. Schullandheim Winterberg.



Klasse 1952. Jörg unten rechts.



Lehrer Lammert.



Redaktionssitzung "Komet". Mitte. Lutz Malke. "Chefredakteur."



Titelseite. Komet.

Verehrte Leser!

Auf Wunsch der meisten Abonnenten ist das Format des Heftes veraendert worden. Die Seitenzahl hat sich nun zwar verringert, doch ist der Inhalt derselbe geblieben.

Wir waeren Ihnen dankbar, wenn Sie uns staendig Ihre Wuensche und Meinungen ueber die einzelnen Erzuehlungen mitteilen wuerden. Hierzu richten wir auf dieser Seite eine Ecke mit Leserbriefen ein.

Es ist uns z.B. vor kurzem vorgeschlagen worden, eine ~~XXXXXXXXXX~~ Seite fuer die Frau einzurichten. Falls Sie damit einverstanden sind, schreiben Sie bitte an unsere Chefredaktion in Schiebusch oder an die Redaktion in Koeln - Duennwald!

-----  
D E R K O M E T - Zeitschrift fuer Kultur und Unterhaltung.

Chefredakteur: Lutz Malke.

Chefredaktion und Verlag: Leverkusen - Schiebusch 3, Ottweilerstr. 12.

Redaktion: Koeln - Duennwald, Mauspfad 390.

DER KOMET erscheint monatlich zum Preis von DM -.25.

Bestellungen: Vierteljaehrlich.

Mitarbeiter in diesem Heft:

DV. Dieter Vierkoetter, LM. Lutz Malke, JB. Joerg Bostroem (Umschlaggestaltung); GV. Gernot Koch, WF. Wolfgang Fell, WH. Werner Hempel.

-----  
In der naechsten Ausgabe lesen Sie einen Bericht ueber den Bayrischen Wald. Unser Mitarbeiter GK, der vor kurzem dort war, berichtet.

"...der Drucker an der Kurbel drehet, am Boden haeuft sich der Komet."



Titelseite Komet.

Der Komet - Zeitschrift fuer Wissenschaft,  
Politik, Unterhaltung und Satire.

Chefredakteur: Lutz Malke.

Redaktion und Verlag: Leverkusen - Schiebusch 3,  
Ottweilerstr. 12.

Der Komet erscheint monatl. zum Preis von 25 Pf.

Mitarbeiter in diesem Heft:

Dieter Vierkoetter, Lutz Malke, Gernot Koch,  
Erna Malke, Ehrenfried Diergardt, Joerg Bo-  
stroem, Peter List.

## VORMARSCHE DER RUSSEN.

---

Man ist sich bei den Staatsoberhäuptern des bedrohten Westens noch nicht im klaren, ob der Russe wirklich vordringen wird, oder bei der diesmaligen Gelegenheit noch darauf verzichtet. Doch der eiserne Vorhang ist undurchsichtig, und bis jetzt wurden nur Vermutungen laut. Am meisten bedroht, ja man kann sagen verloren, sind Daenemark und Skandinavien, wenn der Russe den Krieg gegen die Westfeste beginnt. In Deutschland wird vorerst nur der nördlichste Teil, nämlich Hamburg, Kiel und hauptsächlich der Kaiser-Wilhelm-Kanal erobert, der den Russen die Durchfahrt in den Atlantischen Ozean ermöglicht. Damit dürfte

# Goethe-Feier

der Stadt Leverkusen

gestaltet von Schülern des  
Carl-Duisberg-Gymnasiums  
und der Studienanstalt

am Donnerstag, dem 22. September 1949

im großen Saal des Erholungshauses  
der Farbenfabriken Bayer

Beginn: 19.30 Uhr



Fred mit selbstgebaute Gitarre, Jörg, Eberhard Adam



Ausflug nach Diepenthal im Sommer 1950



5. Klassentreffen Leverkusen. 2008





Leverkusen 2009. Klassentreffen.































6. Ausstellung 2016. Minden.

GOA. OBER ART.

*herzlichst*  
*W. Bettinger Ph. Hausdörffer*



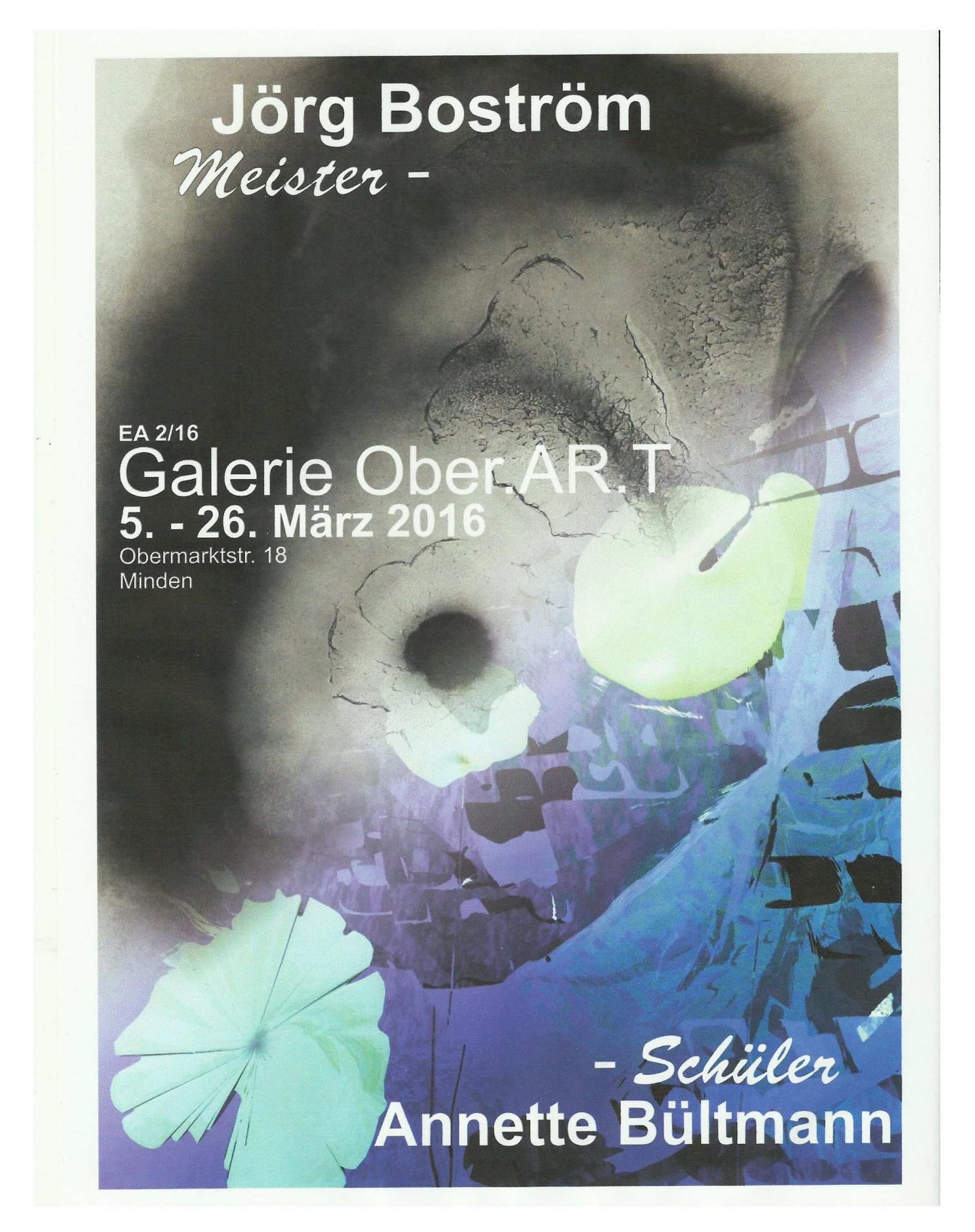
**Wolfgang Bettinger**  
**wb@obermarktquartier.de**  
**0151/20 128 638**



**Philipp Hausdörffer**  
**ph@obermarktquartier.de**  
**0152/28 651 650**



en für Kunst  
Galerie Ober.ART  
180 Obermarkt Quartier



Jörg Boström  
*Meister -*

EA 2/16

Galerie Ober.AR.T

5. - 26. März 2016

Obermarktstr. 18  
Minden

*- Schüler*  
Annette Bültmann

Eine Ausstellung auch 60 Jahre nach dem Abitur.

"Meister - Schüler." Jörg Boström als ehemaliger Professor und Annette Bültmann, ehemalige Studentin.

Eröffnung Gabor Wallrabenstein.

Angenehm und erfrischend in dem Gesamtensemble sind die neu eingerichteten Räumlichkeiten im 1. Stockwerk der Galerie. Dort werden ab sofort ernstzunehmende Kunst- und Kulturschaffende ausgestellt, so jedenfalls hat es der Blogger verstanden. Den Beginn der Ausstellungsreihe im Jahr 2015 bildet die Präsentation Meister - Schüler, Jörg Boström - Annette Bültmann. Der Autor dieses Blogs studierte Fotografie ebenfalls bei Jörg Boström, und hatte die Ehre, die Einführung in das ausgestellte Werk der beiden halten zu dürfen. Die temporäre Galerie war gerammelt voll. Philipp Hausdörfer und Wolfgang Bettinger hielten im Vorfeld Ansprachen und Dankesreden, die sicherlich ihre Berechtigung hatten, in ihrer Längenausdehnung vermutlich dann aber doch dazu führten, dass Besucher die Lokalität zeitversetzt verließen, als die eigentliche Einführungsrede zur Kunst der beiden gehalten wurde.

Das war extrem störend. Aus einer Theateraufführung oder einer Konzertveranstaltung geht man ja eigentlich auch nur hinaus, wenn ein Notfall vorliegt ... Einen Verriss oder ein Lob kann man danach loswerden. Übrigens, mein lieber Jörg Boström, mein lieber alter "Lehrer: Nicht nur ein ganz herzliches Dankeschön für deine gestrige Wertschätzung, sondern auch ein ganz dickes Dankeschön für deine Förderung meiner Talente vor mehr als vierzig Jahren und deine Hilfestellung auf meinem Weg, ein Künstler zu werden, der ich wurde, spät zwar, aber wurde und jetzt bin! Danke, von ganzem Herzen!

Hier der Einführungstext des Bloggers, aufgelockert mit Bildern von der Vernissage:

Annette Bültmann, die Schülerin ...  
... wurde 1961 in Hamm geboren. Sie studierte in Münster, Berlin und Bielefeld Publizistik, Kunstgeschichte, Visuelle Kommunikation und Gestaltung. Seit dem Jahr 2000 ist sie an Internetprojekten beteiligt, so z. B. an [vm.2000.net](http://vm.2000.net) und [g-a-l-e-r-i-e.de](http://g-a-l-e-r-i-e.de), in welchen sie gemeinsam mit Jörg Boström und dessen Sohn Kim über Kunst und Künstler publiziert. Sie arbeitet grafisch und künstlerisch, ihr Hauptwerkzeug ist der Computer, und natürlich gestaltet sie Internetseiten. Sie erzeugt virtuelle Welten mit einer 3-D-Software, wobei sie zum - geringen - Teil Fotografien und Reproduktionen verfremdet einbindet. Annette Bültmann hat Ausstellungen seit 1988 in Bielefeld, Berlin, Herford, Münster und Minden. Ihre digitalen Werke printet sie als Hardcopy auf Fineart-Trägermaterialien, so auch die "Unterwasserwelten", die wir hier und heute sehen.



Gabor Wallrabenstein. Annette Bültmann



Die Paläontologie - also die Wissenschaft vom Alt-Seienden - hat es ihr angetan. Immer wieder finden wir bei ihr Zitate von und auf ausgestorbene Lebensformen, die es heute nicht mehr gibt, also von Vorfahren des heutigen Lebens. Viele der Fundstätten, in denen Paläontologen und Paläo-Biologen ihre Forschungen betreiben, sind heute nur unter Wasser zugänglich oder in Höhlen verborgen. Das gedankliche "Unter-Wasser-Sein" ist für Annette Bültmann also deutlich erkennbar ein zentraler Dreh- und Angelpunkt in ihrem Werk.



Philipp Hausdörffer und Wolfgang Bettinger. Galeristen und Organisatoren der Ausstellung.







Jörg Boström.

Einige Schattenbilder von Jörg Boström hat Annette Bültmann in ihre virtuelle Unterwasser-Umgebung einfließen lassen; dort werden sie von digital erzeugten Fischen bewundert. Sie will sich bewusst von einer anthropozentrischen Weltsicht distanzieren und blickt voller Faszination auf die biologische Evolution zurück, die Gää, unsere Mutter Erde, hervorgebracht hat. Dieser Bewunderung für unsere Schöpfung könnten sich noch viele Menschen anschließen und idealerweise aktiv werden, denn: 45 Prozent der Arten in NRW sind vom Aussterben bedroht oder bereits ausgestorben. Umweltminister Rammel, anlässlich des Tages der Umwelt am 1. März 2016, Zitat: Wir sind dabei, die Festplatte unserer Natur unwiederbringlich zu löschen. Wir müssen handeln, bevor es zu spät ist". - Zitat Ende - Dabei sind die Ursachen des Artensterbens überwiegend von Menschen gemacht. Ich denke jetzt mal global weiter und erschrecke..., was heißt das für die Menschheit? Wer löscht da Stück für Stück die weltweite Festplatte? Wer hat ein Interesse daran, uns auszulöschen? Ist das Science Fiction oder ist das Realität? Können wir Annette Bültmanns Arbeiten als Wink mit dem Zaunpfahl verstehen, als Hinweis darauf, dass wir als Erben der Dinosaurier auch nicht gegen das Aussterben gefeit sind?

Einen weiteren wichtigen Aspekt stellt für sie die Darstellung von "Mixed Reality" dar, also die Vermischung von virtuellen Räumen mit der für uns physischen, sichtbaren, scheinbar wirklich wirklichen Welt. Was kann das bedeuten? Das Konzept altindischer Mystik in den vedischen Überlieferungen spricht von "Maya", der Welt der Erscheinungen oder der Illusionen. Wir finden es bei Platon in seinem Höhlengleichnis in anderer Form wieder, mit einer Form der visuellen Wahrnehmung der Menschen, die lediglich die Schatten einer Realität an einer Wand sehen können, aber nicht die Realität selbst. Könnten wir vielleicht Platons alte Höhlenwand gleichsetzen mit einem neuzeitlichen Bildschirm ...?

Daniel F. Galouye, ein französischer Schriftsteller, lieferte mit seinem Roman "Simulacron-3" von 1964 (!) die Steilvorlage für den zweiteiligen Fernsehfilm "Welt am Draht", welchen Rainer Werner Fassbinder 1973 kongenial realisierte: Die Simulation einer Kleinstadt in einem Superrechner erwacht zu virtuellem Leben. Der Protagonist der Handlung, der Entwickler der Simulation, begibt sich mit seinem Bewusstsein leibhaftig in den Computer und begegnet der virtuellen Kopie seiner selbst. Damit stellt sich die Frage, inwieweit wir selbst möglicherweise die virtuelle Simulation einer höherdimensionalen Realität sind ... (?) ... und Zeus und die anderen Götter sitzen auf dem Olymp, essen Ambrosia und trinken berausenden Nektar und halten sich die Bäuche vor Lachen über die dummen, kleinen Menschlein, die ihnen gleich sein wollen ..." Das muss ich wohl vor ungefähr 50 Jahren bei Homer gelesen haben ...

Der Film "Tron" aus den Disney-Studios führt das gedankliche Experiment aus anderer Sicht noch weiter: Ein mit Bewusstsein behafteter und wahnsinnig gewordener Supercomputer holt den Helden auf sein Spielraster, indem er ihn mittels Laserstrahl digitalisiert und abspeichert. Der Kampf zwischen den beiden beginnt ...

Vielleicht erinnert sich manche / mancher der Anwesenden noch an die japanische Spiele-Erfindung Tamagotchi: Es ist ein virtuelles Küken in einer Art Schlüsselanhänger mit Bildschirm. Es braucht Nahrung, Pflege, Zuwendung, und wenn der Erzeuger sich nicht liebevoll mit ihm auseinandersetzt, stirbt es: wie im wirklichen Leben ...









Wir kennen Arnold Schwarzenegger und sein berühmtes Versprechen "I'll be back..." und schauen mit einer Mischung aus Grauen und Faszination auf den Roboter Atlas", eine Entwicklung des Unternehmens Boston Dynamics. Atlas ist der erste humanoid geformte zweibeinige Roboter, der nach einem Sturz autark wieder aufstehen und weitergehen kann. Boston Dynamics arbeitet eng - wie könnte es auch anders sein - mit dem US-Militär und der CIA und der NSA zusammen. Terminators Urgroßvater steht in den Startlöchern und winkt uns zu. Die virtuelle Realität hält mehr und mehr Einzug in unsere physische Welt, die Grenzen werden fließend, i-Watch, Datenbrillen, 3-D-Brillen, google-glass gibt es schon. Siehe die Filmtrilogie Matrix: Wann kommen die ersten Schnittstellen im Kopf eines Menschen, an denen man eine drahtlose Verbindung vom WorldWideWeb direkt am Hirn per synthetischen Synapsen andockt? Vielleicht sind wir nicht mehr weit weg von der dunklen Drohung des Herrn der Ringe: ... ein Ring, sie alle zu finden, ins Dunkel zu treiben und ewig zu binden..."

Wenn wir uns nun den Exponaten von Annette Bültmann zuwenden, so können wir viel interpretieren: Ich sehe Fische in Unterwasserwelten, Pflanzen, möglicherweise Einzeller im Urmeer, Bohrwürmer mit Hohlkopf, vielleicht einen Fernsehturm mit Gabel, ein Ur-U-Boot aus Granit mit Fischen, eine Portugiesische Galeere auf Beutefang - das ist eine sehr giftige Qualle -, vielleicht einen Blätterwald mit halber Zitrone. Jedem Betrachter sei seine eigene Wahrnehmung und Interpretation freigestellt. Zwei der Werke aber haben sofort MEINE subjektiven Titel erhalten, direkt, als ich sie sah: »Quantenschaum", Heisenberg lässt grüßen« und »Da bin ich aber platt", sagte die Scholle« ...

Jörg Boström, der Meister ...

... wurde 1936 in Duisburg geboren. Er studierte Malerei und Kunsterziehung in Düsseldorf und Kunstgeschichte in Köln. 1964 begann er mit seiner künstlerischen Arbeit als Fotograf. Er arbeitete als Kunsterzieher in Duisburg. 1972 ereilte ihn der Ruf nach Bielefeld, an die Werkkunstschule, wo er bis zum Jahr 2000 - mittlerweile Fachhochschule - lehrte. Seine zahlreichen Ausstellungen und Publikationen zu Kunst und Fototheorie aufzuzählen, würde den Rahmen dieser Einführung sprengen.

... Jörg Boström besuchte in den Sechzigern die Sommerakademie von Oskar Kokoschka, das prägt sein Werk bis heute. Die Mitglieder der von ihm mit gegründeten Gruppe "Politisch Soziale Realität" verwendeten Tonbandaufnahmen und Fotografien, und holten bei Go-ins die Realität in die heiligen Hallen der Kunst, indem sie Obdachlose als lebenden Bestandteil einer Ausstellung präsentierten. Das saturierte Bürgertum in Düsseldorf war empört ... In seiner Zeit als Professor in Bielefeld entstanden zahlreiche Fotografien von Industrieanlagen, Arbeitersiedlungen, Hochöfen und Zechen. So waren Jörg Boström, mein Kommilitone Fritz Bicker und ich 1978 gemeinsam auf "Zeche Bergwerk Haus Aden, im Schacht Grimberg III/IV", 1.200 m unter Tage und fotografierten in "zweifacher Nacht", aber auch über Tage. Eine Mappe mit zehn Serigrafien entstand als Projekt und gemeinsam stellten wir auf dem "Bergkamener Bilderbasar" aus. Haus Aden ist mittlerweile abgewickelt, es wird dort keine Kohle mehr gefördert. Kohle wird heute anders gemacht ..., und die alte Arbeiterrealität mit Zechenhäusern und Kaninchenställen gibt es nicht mehr. Heute huldigen viele dem Primat der globalen, virtuellen Gewinnmaximierung in Hypergeschwindigkeit um jeden Preis, und nehmen nicht wahr, dass bereits heute den 60 reichsten Milliardären auf dieser Welt schon mehr als 50 Prozent derselben gehört.

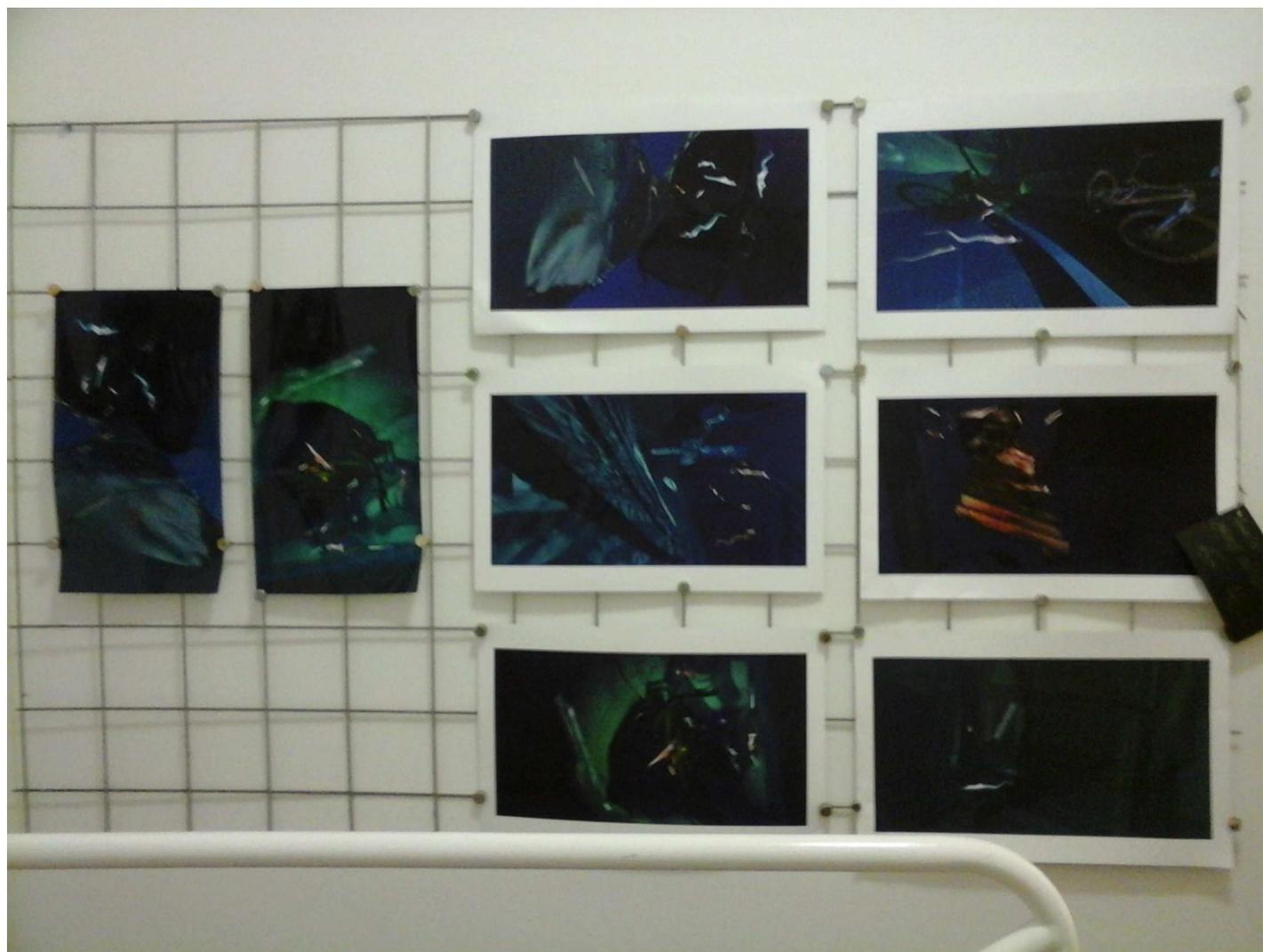


750,00 €



1300,00 €

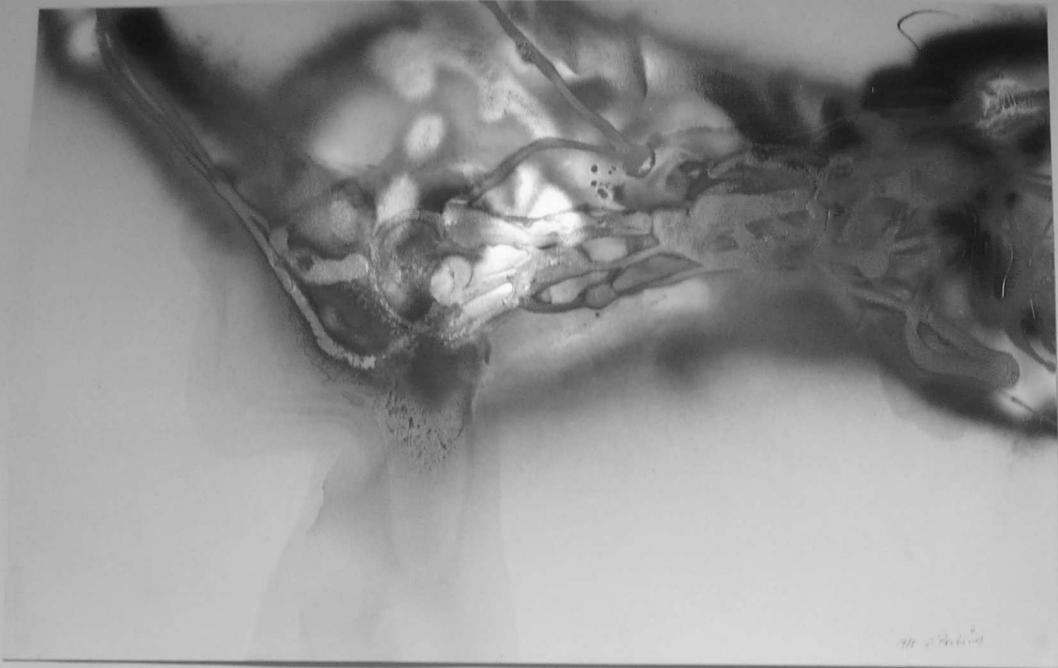
2800,00 €



Auf der Basis dieser menschen- und lebensverachtenden Philosophie wird der Homo Sapiens möglicherweise nicht überleben, Mutter Erde aber schon. Wenn wir es nicht schaffen, den Turbokapitalismus zu überwinden, wird er uns und unsere biologischen und mineralischen Ressourcen fressen. Unsere Urenkel werden es uns danken. Guten Appetit!

Jörg pendelte beständig zwischen Malerei und Fotografie". Natürlich hat er eine riesige Sammlung von Lichtbildern aller Art. Aber Fotografien sind für ihn nicht nur die Abbildung dessen, was wir Realität nennen, sie dienen ihm immer noch auch als eine Art Skizze, als Vorlage, nach welcher er malt. So malt er jedoch nicht zwanghaft genau das, was vordergründig auf einem Foto zu sehen ist, seine malerische Umsetzung ist subjektiv und interpretierend. Er ist kein Fotorealist.

Jörg Boström experimentierte früh mit verschiedenen Techniken wie Entwicklermalerei auf Fotopapier, Cliché verre und Fotomalerei. Speziell mit dem Cliché verre knüpft er an seine Erfahrungen mit dem Informel an: Tusche und Terpentin werden auf Folien verlaufend aufgetragen und dienen als Negativ für Fotografien, sozusagen ein Hybrid aus Fotografie und Handzeichnung. Etliche seiner Bilder malte er in Grisaille-Technik, sie erinnern an Schwarz-Weiß-Fotografien. Grisaille - von französisch gris=grau - ist eine Technik, die lediglich Grautöne, Schwarz und Weiß zulässt. In dieser Technik stellte er z. B. auf dem Bergkamener Bilderbasar lebensgroße, ganze Schaufenster ausfüllende Darstellungen von Bergarbeitern aus.



M



In der Ausstellung hier und heute jedoch sehen wir überwiegend informelle Spray-Grafik. Es gibt Arbeiten auf Papier und Pappe. Ergänzende Materialien sind Lack, Tusche und Temperafarbe. Wir sehen ineinander verlaufende Formen, die viel Spielraum für Interpretationen lassen. Ich zitiere Jörg Boström aus seinen Betrachtungen über den Fleck: Ich erinnere mich, dass ich als Kind längere Zeit als nötig auf dem Klo verbrachte, weil die freien Fließformen der Bodenkacheln mir immer neue Bilder bescherten, von denen ich einige hastig aufzeichnete." - Zitat Ende - Ich erlebte als Kind ähnliche Wahrnehmungen: Betrachtete ich dasjenige auf den Bodenkacheln, was Jörg freie Fließformen nennt, eine gewisse Zeit absichtslos, so sah ich Gesichter, Gnome, Riesen, Pflanzen, Tiere, Zwerge, Nasen und Gesichter. Und es waren tatsächlich Fließformen, die sich beständig änderten. Vermutlich kennen Sie Ähnliches aus Ihrem Erlebnisraum. Ich zitiere Jörg Boström noch einmal: Für den Psychologen Leo Navratil ist das menschliche Gesicht als Urerfahrung des ersten Blickes auf die Welt die stärkste Vision in der Deutung des Unbestimmten, weiterhin sieht er darin Anthropomorphes, Körperformen in unheimlicher, fantastischer und sexueller Formation. Fast zeitgleich mit den Surrealisten um 1920 entdeckt im Behn-Rorschach-Test die Psychologie die Bedeutung der Ausdeutung nicht festgelegter Bilder. Die Tafeln mit sorgfältig getesteten Klecksbildern dienen der Analyse gutwilliger Patienten und werden zeitweilig als Grundlage für Einstellungsgespräche missbraucht." - Zitat Ende -

Wie gesagt, die hier gezeigten Arbeiten lassen Spielräume für die Fantasie. Bei vielen der Werke können wir uns fragen: Was hat sich der Künstler bei diesem Bild gedacht?" Aber was denken wir uns dabei? Es hängt hier ein Bild, bei dem ich dachte: Das ist eine Achse mit zwei Kutschrädern in kristallisierender Raum-Zeit. Beim zweiten Blick fand ich eine Verwandtschaft zu einem früheren Foto von Jörg, welches den Titel trägt: Waschkaue 1987. Waschkauen sind riesige Bäderräume für Bergleute, in denen die Kleidung neben den Duschen platzsparend an die Decke gezogen werden kann.

# Zeitwandel in der Kunst

Am kommenden Samstag eröffnet die Ausstellung „Meister – Schüler“ in der Galerie Ober.ART. Gezeigt werden digitale und analoge Werke.

Von Svenja Stühmeier

**Minden** (svs). Dass Gelerntes zwar als Grundstein genutzt, aber vom Schüler trotzdem komplett anders angewandt werden kann, zeigt die Ausstellung „Meister – Schüler“, die von Samstag, 5. März, bis Samstag, 26. März, in der Galerie Ober.ART zu sehen ist. Jörg Boström und Annette Bültmann präsentieren ihre Werke, die zunächst fast gegensätzlich scheinen, aber doch viel Ähnlichkeit bergen.

Nicht die Künstler, sondern die Galeristen kamen auf die Idee, Arbeiten beider in einer Ausstellung zu zeigen. Schon seit 16 Jahren gestalten der ehemalige Hochschullehrer Jörg Boström und die damalige Studentin Annette Bültmann das „Virtuelle Magazin 2000“, das etwa alle zwei Monate im Netz erscheint.

„Bei manchen Bildern habe ich vergessen, dass ich daran überhaupt gearbeitet habe.“

Das Internet ist ein wesentlicher Bestandteil von Boströms und Bültmanns Zusammenarbeit: „Ich habe ein Internetseminar an der Universität gegeben, in dem ich letzten Endes mehr von den Teilnehmern gelernt habe als umgekehrt“, erzählt Jörg Boström. Unter ihnen: Annette Bültmann, die aus diesem Seminar heraus ihre Kunst entwickelt hat. Sie erfindet und erschafft virtuelle Welten, von denen erst für die Ausstellung Abzüge erstellt wurden. „Bei ihr passiert alles online“, erklärt Boström.

Der Maler und Fotograf hingegen bewahrt seine Werke in Mappen auf. Bei der Auswahl für diese Ausstellung haben nicht nur die Galeristen, sondern auch er Neues entdeckt: „Bei manchen Bildern habe ich vergessen, dass ich daran überhaupt gearbeitet habe.“ Verständlich, da ein Großteil der Malereien und Fotografien 40 bis 50 Jahre alt ist. Genau kann Boström sie nicht zuordnen, denn datiert hat er keines seiner Bilder. „Meine Arbeiten bilden in

dieser Ausstellung fast einen Überblick über mein Gesamtwerk“, berichtet er. Es werden weitestgehend Bilder ausgestellt, die noch nicht öffentlich gezeigt wurden.

Und wo liegt nun die Gemeinsamkeit von Annette Bültmanns bunten, virtuellen Wasserwelten und Jörg Boströms Arbeit mit verschiedenen Materialien, oft in ähnlichen Farben gehalten? „In der informellen Realität, den abstrakten, aber biologischen Abbil-

dungen“, erklärt der Künstler.

Am kommenden Samstag, 5. März, findet um 16 Uhr eine Vernissage in der Galerie, Obermarktstraße 18, statt. Die Ausstellung findet nicht wie bisher im Erdgeschoss, sondern im Hochparterre statt. Geöffnet ist sie jeweils Mittwoch bis Freitag von 15 bis 18 Uhr und samstags von 11 bis 16 Uhr.

■ Das Virtuelle Magazin ist einsehbar unter [www.vm2000.net](http://www.vm2000.net).



Manchmal sieht der Betrachter ein Porträt, manchmal abstrakte Malerei: Jörg Boström bezeichnet seine Werke als informelle Realität.  
Foto: Svenja Stühmeier



22 III. a 1950

Klasse Untertertia. Ausflug 1950

Zeitwandel. Zeitsprung.

# 7. Schullandheim Winterberg (16. - 30. Mai 1952)

Helmut Grau

## Inhalt

- I. Vorgeschichte
- II. Der Reisetag  
Aufbruch - Hoch auf dem gelben Wagen - Panne - Wettrennen -  
Ankunft - Ein Autoreifen im Gebüsch - Vorahnungen
- III. Der durchschnittliche Tageslauf  
Aufstehen - Die Nase - Die Verpflegung -  
Freizeitbeschäftigungen - Küchen-dienst
- IV. Schlafsaalgeschichten  
Der Schlafsaal - Die Redaktion - Das nächtliche Treiben -  
Bierschmuggel - Der Flaschengeist -  
Das Bett auf der Treppe
- V. Der Zeitgeist  
Ein Lehrer mit vier Spitznamen - Schere und Kleister - Hört, hört!
- VI. Wanderungen  
Der Marathonläufer - Einzelne Wanderungen - Wunderwecker, Theo  
Rettich und  
die Musik
- VII. Die Abende  
Liederabend - Dias - Tischtennisturnier - Scherben - Klassenabende
- VIII. Ausklang  
Hausputz - Abschiedsabend - Fazit

## I. Vorgeschichte

Das Carl-Duisberg-Gymnasium in Leverkusen-Wiesdorf hatte - ebenso wie seine nähere Umgebung - den Krieg unversehrt überstanden. Als ich Ostern 1947 in die Sexta kam, gab es bereits wieder einen fast normalen Schulbetrieb.

Der einzige materielle Mangel, an den ich mich erinnern kann, bestand darin, dass der Turnunterricht in einem Kellerraum stattfand, der eigentlich nur zur Unterstellung von Fahrrädern gedacht und geeignet war. Dieser Mangel hatte allerdings mit dem Krieg nichts zu tun, denn erstaunlicherweise hatte die Schule schon im Dritten Reich" keine Turnhalle gehabt.

Natürlich war es kurz nach dem Kriege nicht möglich, wesentlich mehr als einen regelmäßigen Unterricht und die obligate Schulspeisung auf die Beine zu stellen; die Eltern waren durch das Schulgeld sowie die Kosten für Bücher, Hefte, Schulbus und Ähnliches schon genug belastet. Daher beschränkten sich Sonderaktionen in den ersten Jahren darauf, hin und wieder eine Tageswanderung zu machen oder - was allerdings nur ganz selten vorkam - die Turnstunde in das benachbarte Freibad zu verlegen. An ein Schullandheim war lange Zeit gar nicht zu denken; ich wusste nicht einmal, dass es so etwas überhaupt gab. Erst zu Beginn der 50er Jahre traf die Schule eine Nutzungsvereinbarung mit einem privaten Heim in Winterberg im Hochsauerland. Dieses Heim wurde allerdings auch von anderen Schulen genutzt, so dass es unserer nur in größeren Abständen zur Verfügung stand. Als meine Klasse im Jahre 1952 endlich an die Reihe kam, waren wir bereits Untersekundaner.

Schon Monate vorher sorgte das Unternehmen für Aufregung. Zahlreiche Deutsch- und Geschichtsstunden bei Klassenlehrer Audumla" gingen damit drauf, die mannigfaltigen Probleme von allen Seiten zu beleuchten und schließlich perfekt zu lösen. So waren z. B. die Beiträge für die Reisekasse ratenweise einzuziehen und die Betten anhand von Lageplänen zu verteilen. Nicht weniger gründlich befasste Audumla sich mit der erforderlichen persönlichen Ausrüstung. Damit auch bestimmt nichts schiefe ging, diktierte Audumla uns von Arznei" bis Zahnglas" alles, was wir mitzunehmen hätten und verlangte hierzu auch noch die bestätigende Unterschrift des Vaters".



Winterberg, 6. - 30. Mai 1952. Leverkusen-Wiesdorf.  
Warten vor der Schule auf den Bus.



Das Heim. Winterberg.

## II. Der Reisetag

An einem sonnigen Maimorgen war es endlich so weit. Außer meiner Klasse warteten noch die Parallelklasse und eine Obertertia vor dem Schulgebäude auf den Bus, der uns nach Winterberg bringen sollte. Es war ein herrliches Gefühl, die Penne während der Schulzeit von außen betrachten zu können. Außerdem freuten wir uns natürlich auf die Reise und die beiden vor uns liegenden Wochen im Landheim.

Was unser Gepäck betraf, waren trotz Audumlas pedantischer Anweisungen recht unterschiedliche Lösungen zu sehen. Fritzchen z. B. hatte lediglich einen Affen"\* auf dem Buckel, während andere mit zwei Koffern angekeucht kamen. Pitter und Teddy bugsierten mit Hilfe von Geschwistern und Fahrrädern sogar ihre Tischtennisplatten herbei, womit sie sich sehr verdient machten, denn im Landheim war Tischtennis nicht vorgesehen.

Nach einer Weile erschien ein Lastwagen der einheimischen Firma Wuppermann, der für den Transport des Gepäcks organisiert worden war, und endlich bog auch, johlend begrüßt, ein rot-gelber Bus der WuppSi" (Wupper-Sieg AG) mit Anhänger um die Ecke. Trotz des Anhängers konnte ich mir nicht recht vorstellen, wie wir zu etwa 90 Mann in dem Gefährt unterkommen sollten. Das fragten sich offenbar auch die anderen, denn es gab sofort ein heftiges Gedränge. Wegen meiner empfindlichen Gitarre musste ich mich aber zurückhalten und fand daher nur auf einem Notsitz Platz.

Zuletzt nahmen vorne die Lehrer Platz, die uns in Winterberg im Zaum halten und pädagogisch betreuen sollten. Es war ein recht interessantes Team. Man konnte das schon daran erkennen, dass sie fast alle auf einen Spitznamen hörten: Galgen, Audumla, Tip, Wunderwecker und Hupa. Nur der Referendar Mai machte eine Ausnahme, weil wir ihn noch nicht lange genug kannten; vorerst fiel uns nichts Besseres ein, als "Der Mai ist gekommen" anzustimmen, wenn er auftauchte; er grinste dann jedes Mal verständnisinnig, obwohl er sich auch hätte dumm stellen können, denn es war ja wirklich Mai.

Die Fahrt verlief wegen der Enge im Bus zwar nicht gerade bequem, aber recht unterhaltsam. Vor allem wurde laut und eifrig gesungen, denn Wunderwecker, unser Musiklehrer, hatte dankenswerterweise das leidige Textproblem durch Verteilung von Liederblättern gelöst. Außerdem befanden sich mit mir noch zwei weitere Gitarristen im Zugwagen, die dauernd vor sich hin schrammelten und ein Lied nach dem anderen anstimmten. Mehr als eine Initialzündung konnten sie allerdings nicht geben, denn wenn das Gebrüll erst mal in Gang gekommen war, gingen die Gitarren sang- und klanglos unter. Besonders beliebt waren "Wildgänse rauschen", "Wir lieben die Stürme", "Hoch auf dem gelben Wagen" und sämtliche Strophen von "Baahei dir sein"; aber auch zahlreiche Schlager wurden gegrölt, obwohl es dafür keine Textblätter gab.

Da die Gitarren über den ganzen Wagen verteilt waren und sich so kein einheitlicher Grundton durchsetzen konnte, kam es häufig vor, dass zwei Lieder gleichzeitig und in verschiedenen Tonarten angestimmt wurden. Auf diese Weise entstand manch reizvolles Quodlibet, das aber nie durchgehalten wurde, weil immer eine Partei die Oberhand gewann und die andere mitriss. Ich war bald heiser, aber - wie alle - bester Laune. Im Anhänger dagegen herrschte, soweit man sehen konnte, trübselige Stimmung.



Winterberg, 6. - 30. Mai 1952. Leverkusen-Wiesdorf.  
Warten vor der Schule auf den Bus.



Klassenlehrer Audumla`  
(von der Kuh Audumla aus der germanischen Mythologie).

Mitten auf einer längeren Steigung bei Bergneustadt blieb der Bus plötzlich stehen. Vorne qualmte es. Während der Fahrer sich unter der Motorhaube zu schaffen machte, nutzten wir die Pause zum Ver- und Austreten; es tat ganz gut, sich mal wieder ein bisschen bewegen zu können.

Der Zwischenfall erinnerte mich an den grauen Schulbus der ersten Nachkriegszeit, der des öfteren mit Motorschaden ausgefallen war, was für mich jedesmal eine Stunde Fußmarsch bedeutet hatte. Er fuhr mit Gas, das in einem am Heck montierten Ofen durch Verschwelen von Holz erzeugt wurde, weshalb wir das Gefährt "Holzrotzer" nannten.

Mittlerweile hatte uns der Gepäckwagen eingeholt und hielt an. Die beiden Fahrer berat-schlugten und entschlossen sich, den Bus ein Stück abzuschleppen. Nachdem jedoch zweimal das Seil gerissen war und der Bus immer noch am selben Fleck stand, klemmte unser Fahrer sich noch mal hinter das Steuer und brachte den Bus doch noch in Gang. Anscheinend traute er aber dem Braten nicht, denn er fuhr gleich bis zur Höhe weiter und ließ uns hinterherlaufen.

Ich kannte diese Steigung übrigens schon, denn ich hatte erst vor gut einem Monat mein Fahrrad hier hinaufgeschoben, als ich mit Tante Herme und Onkel Hans eine Radtour ins Bergische machte.

Unterwegs überholte uns plötzlich ein Bus, hinter dessen vorbeisauender Fensterfront wir gerade noch lauter eifrig winkende Mädchen bemerkten. Für eine Horde Jungen war das natürlich genau das Richtige. Sofort bestürmten wir unseren Fahrer, dieses interessante Fahrzeug wieder einzuholen.

Hierdurch wurde ich wieder an den Holzrotzer erinnert, denn solche Rennen " hatten uns schon als Sextaner begeistert. Ganz ähnlich hatten wir damals den Heinz oder den Willi angefeuert, den voranfahrenden anderen Schulbus zu überholen, und uns eingebildet, es gehe deshalb tatsächlich schneller. Ich kann nicht ausschließen, dass der Fahrer uns wirklich manchmal den Gefallen tat. Einige wollten sogar von einem Geheimknopf" wissen, durch den man ungeahnte Leistungen aus dem alten Kasten herausholen könne.

Möglicherweise hatte auch unser jetziger Bus so einen Geheimknopf, denn wir kamen dem Mädchenbus näher und näher und setzten schließlich zum Überholen an. Neunzig Häuse reckten sich nach rechts, und endlich hatten wir sie - ja, was denn? Das waren zwar Mädchen, aber kaum älter als zehn. Wir brachen in wieherndes Gelächter aus, das uns minutenlang schüttelte. Ich glaube nicht, dass uns das, was wir eigentlich erwartet hatten, so viel Spaß gemacht hätte.

Gegen 15 Uhr, nach 5 ½ Stunden, kamen wir in Winterberg an. Zunächst mussten wir das Gepäck abladen und vor dem Eingang des Landheims stapeln. Dann gab es ein großes Durcheinander, weil keiner wusste, wie es nun weitergehen sollte. Endlich verschaffte sich ein dunkelhaariger Mann - offenbar der Heimleiter - Gehör. Er begrüßte uns und ordnete an, wir sollten zunächst in die Schlafsäle gehen und uns einrichten. Daraufhin gab es ein noch viel größeres Durcheinander, weil sich nun 90 Mann auf den Gepäckberg stürzten und nach ihren Koffern wühlten. Als endlich jeder seine Sachen gefunden hatte, zogen wir unter Führung der Lehrer klassenweise ein. Hierbei ging es nun wieder ganz friedlich zu, weil wir ja die Betten schon zu Hause unter uns verteilt hatten, so dass Drängeln keinen Vorteil gebracht hätte.



'Pussi' Fell posiert.



Das Einrichten war schnell erledigt, denn wir konnten nicht viel mehr tun, als die Betten zu bauen. Auf das Auspacken der Koffer mussten wir weitgehend verzichten, da meiner fast 30 Mann starken Klasse nur acht schmale Spinde zur Verfügung standen.

Nachdem wir uns eingerichtet hatten, spazierten wir ein bisschen herum und sahen uns das Heim und die Umgebung an. Beide machten einen erfreulichen Eindruck. Vor dem Heim befand sich eine große Rasenfläche, auf der man sich sportlich betätigen oder auch im Liegestuhl pennen konnte. Auf der linken Seite fiel der Blick durch einige Fichtenstämme auf eine Kneipe, die den meisten infolge Überlieferung durch Vorgänger bereits als "Onkel Otto" ein Begriff war, mir allerdings nicht.

Nach rechts kam man in den Ort, und hinter dem Heim nach wenigen Schritten ins Freie. Dort stieß man bald auf eine Sprungschanze, die, was ich natürlich auch nicht gewusst hatte, in Verbindung mit einem alten Autoreifen zu den Attraktionen des Heims gehörte. Der Autoreifen lag nahebei im Gebüsch versteckt und war schon von Generationen von Heimbewohnern die Schanze hinuntergejagt worden. Einige von uns kannten das Versteck und probierten das Spiel gleich aus (nach drei Tagen kam die Polizei und wies - sicher nicht zum ersten Mal - darauf hin, dass dieser Unfug verboten sei).

Nachdem wir uns umgesehen hatte, trafen wir uns zum Abendessen wieder im Heim. Dabei mussten wir feststellen, dass die Räume zwar recht nett, aber reichlich eng waren. Ich konnte von meinem Platz erst wieder aufstehen, als der Nachbartisch sich entvölkert hatte.

Später wurden wir im Tagesraum von dem Heimleiter, Herrn S., noch einmal förmlich begrüßt. Er verkündete uns unter anderem, wir würden beim Wandern in der gesunden Höhenluft einen ordentlichen Kohldampf kriegen. Das Essen sei dementsprechend reichlich, nur frisches Gemüse lasse sich im rauen Hochsauerland leider schwer beschaffen; jedoch könne man 14 Tage auch mal ganz gut ohne Vitamine auskommen. Dies nahmen wir mit leichtem Stirnrunzeln zur Kenntnis, das sich gleich darauf noch erheblich verstärkte. Der Heimleiter verriet uns nämlich, ein großer Teil des Geldes, das wir für Unterkunft und Verpflegung gezahlt hatten, werde für den Ausbau des alten und die Errichtung eines neuen Heims abgezweigt. Während allseits ärgerliches Gemurmel laut wurde, grinsten die Mitglieder der Redaktion" - auf die ich noch zu sprechen kommen werde - genüsslich vor sich hin, denn wenn das so weiterging, versprach die geplante Heimzeitung eine interessante Aufgabe zu werden. Und es ging so weiter. Herr S. berichtete uns nämlich nun von dem vorbildlichen Betragen einer Mädchenklasse, die vor uns hier gewesen sei, und erwartete, dass wir uns daran ein Beispiel nähmen. Au weia, ausgerechnet Mädchen als Vorbild, das hatten wir gerne. Wir reagierten mit lautem Hohngelächter.

Zum Schluss verteilte der Heimleiter noch eine Reihe Posten und Pöstchen. Teddy z.B. wurde zum "Zeitgeist" ernannt mit der Aufgabe, zum Mittagessen eine Glocke zu läuten. Nachdem auch noch die letzten Fragen geklärt worden waren, entließ man uns in die Schlafsäle.

### III. Der durchschnittliche Tageslauf

Morgens um 7 Uhr wurden wir durch ein Blockflötenduett oder das Lied "Wachet auf, es krächte der Hahn" relativ sanft dem Schlummer entrissen. Das war eine Idee von Musiklehrer Wunderwecker. Übrigens hieß er nicht aus diesem Grunde so; vielmehr hatte er vor einiger Zeit eine Jugendoper mit dem Titel "Die Wunderuhr" geschrieben und aufgeführt. Dies hatte ihm neben manchem Lob auch seinen Spitznamen eingetragen.

Wenn wir nicht gerade zum Weck- oder Küchendienst eingeteilt waren, blieben wir immer so lange wie möglich im Bett. Nicht, dass es zwischen Seegrasmatratze und Wolledecke besonders heimelig gewesen wäre, aber die Umstände des Aufstehens kamen dem von meinem Vater gerne gepriesenen Männlichkeitsideal nahe, direkt aus dem Bett in eine Bütt mit kaltem Wasser zu springen. Man musste nämlich zunächst einmal mit nacktem Oberkörper durch das kalte, zugige Treppenhaus zum Waschraum im Erdgeschoss marschieren. Dort wartete man dann meist längere Zeit fröstelnd, bis ein Wasserhahn frei wurde. Wenn das Gedränge allzu groß war, stieg ich wieder nach oben und baute erst mal mein Bett, oder ich studierte den Plan für die Einteilung zum Stuben- und Küchendienst.

Was mir aber die Morgenstunde - und dazu noch etliche weitere Stunden - restlos vergällte, war meine Nase. Ich hatte mir nämlich bereits in der zweiten Nacht infolge der Staubwolken, die den Matratzen bei jeder Bewegung entquollen, eine Art Heuschnupfen zugezogen, den ich bis zum letzten Tag nicht wieder los wurde. Kurz nach dem Aufwachen begann es in meiner Nase regelmäßig unwiderstehlich zu prickeln, bis ich von ganzen Serien von Niesern durchgeschüttelt wurde. Ich versuchte zwar, dagegen anzugehen, indem ich mir in die Nase kniff, diese mit Nivea eincremte, Hustenbonbons lutschte und haufenweise Taschentücher verbrauchte, aber es half alles nichts, die Nieser brachen sich mit der Gewalt eines Naturereignisses immer wieder Bahn, und durch das morgendliche Gefröstel beim Waschen wurde es natürlich auch nicht gerade besser.

Manchmal hätte ich die Nase am liebsten in den Hals geschlagen. Zum Frühstück versammelten wir uns in den Essräumen und warteten auf die Lehrer. Wenn diese sich unter das Volk verteilt hatten, wurde zunächst ein Lied gesungen, dann durften wir anfangen. Es gab für jeden zwei Brötchen und reichlich Brot. Die Margarine und die Marmelade (einziger Brotaufstrich) langten allerdings kaum für zwei Schnitten, und ohne Aufstrich kriegte ich das Brot selbst mit Kaffee kaum runter.

Nach dem Frühstück wurden meist klassenweise Wanderungen veranstaltet, die ich nicht sehr liebte; sie werden in einem besonderen Kapitel geschildert .

Um halb eins gab es Mittagessen. Es schmeckte zwar leidlich - jedenfalls mir -, war aber wenig gehaltvoll. Besonders die Fleischportionen ließen zu wünschen übrig. Obwohl wir nachholten, solange der Vorrat reichte und noch Platz im Magen war, stellte sich gewöhnlich schon nach zwei Stunden der vom Heimleiter vorausgesagte Kohldampf" wieder ein. Von zu Hause kannte ich so was gar nicht.

Bis drei Uhr war dann Mittagspause, die angenehmste Zeit des Tages. Manche, die offenbar nicht satt geworden waren, bummelten zum Bäcker, um Teilchen zu holen. Andere lagen pennend oder lesend bei verhaltenem Radiogedudel auf den Betten. Wieder andere brüteten im Tagesraum über dem Schachbrett oder kloppten Skat. Bei schönem Wetter aalte man sich auch gern auf der Wiese im Liegestuhl, und schließlich gab es natürlich noch Tischtennis.

Die beiden von Pitter und Teddy mitgebrachten Platten waren ständig in Benutzung, so dass man ohne langfristige Voranmeldung überhaupt nicht zum Zuge kam. Dabei musste man noch ständig auf der Hut sein, dass sich nicht jemand dazwischenmogelte, der nur mal eben " ein Spielchen oder wenigstens ein Sätzchen machen wollte. Ich hatte etwas Übung, weil ich zu Hause öfter mit Fred und Jörg spielte, war aber noch nicht über das Stadium hinaus, in dem man nach jedem missglückten Schmetterball auf den Schläger blickt, um zu prüfen, ob der etwa kaputt sei. Demgegenüber erkannte man den Tischtennisadel daran, dass er nur mit eigenem Schläger spielte, sich die Gegner aussuchen konnte und einem Anfänger nur in leutseligen Augenblicken mal ein Match gewährte. Gegenüber ganz unbedarften Spielern verhielt ich mich meinerseits natürlich auch reserviert, denn immerhin war ich über die Anfangsgründe hinaus und lernte im Spiel mit vielen Gegnern, von denen jeder seine Eigenarten hatte, noch einiges dazu.

Bei Regenwetter spielten wir Tischtennis in der Garage. Das war aber nur ein Notbehelf. Da nämlich an der Decke lediglich eine mickrige 25-Watt-Birne hing, mussten wir, um mehr Licht zu haben, das Tor offen halten. Dadurch wurde aber der dem Tor gegenüberstehende Spieler geblendet. Außerdem war die Decke so niedrig, dass man bei schwungvollen Aktionen leicht mit dem Schläger dagegenknallte. Schließlich verschwand häufig der Ball irgendwo in dem Gerümpel, das an den Wänden aufgetürmt war. All dies konnte uns jedoch nicht abschrecken. Wir fanden Tischtennis in der Garage immer noch besser als stundenlanges Herumsitzen in den Tagesräumen, deren Enge bei schlechtem Wetter besonders störte. Es gab auch Kameraden mit besonderen Hobbies, wie Manni und Noack. Manni flickte dauernd an seinem alten Kleinradio herum. Noack entwickelte die von uns verknipsten Filme. Er machte das sehr billig, aber nicht sehr diskret, denn es sprach sich rasch herum, dass Messing einen ganzen Film total überbelichtet hatte. Das war für uns ein gefundenes Fressen, denn wir mochten Messing nicht besonders.

Einige Monate später sollte ihn die Klasse wegen eines technisch zwar gelungenen, motivisch aber anfechtbaren Nacktfotos von einem kleinen Mädchen regelrecht ausschließen und zum Verlassen der Schule zwingen. Ich selber klimperte, wie auch die anderen Gitarrenbesitzer, häufig auf meinem Instrument vor mich hin. Gerne hätte ich mich auch mal an das Klavier gesetzt. Da ich aber keine Lust hatte, mich bei einem der Unterhaltungsabende produzieren zu müssen, ließ ich, um niemanden auf dumme Gedanken zu bringen, die vorsorglich mitgebrachten Noten im Koffer und machte um das Klavier einen großen Bogen. Vermutlich infolge dieser Taktik kam ich tatsächlich um das Vorspielen herum. Es kann aber auch sein, dass Schüler an dem heimeigenen Klavier einfach unerwünscht waren, denn es vergriff sich auch sonst niemand daran. Von drei bis fünf Uhr fanden Arbeitsgemeinschaften statt, denn schließlich waren wir hier nicht in den Ferien, sondern in einem Schullandheim. Praktisch stellten die Arbeitsgemeinschaften allerdings nur recht lose Zirkel dar; ich nahm an der von mir gewählten überhaupt nur ein einziges Mal teil; davon wird noch zu berichten sein. Um fünf Uhr gab es vom Küchendienst vorgefertigte Marmeladenbrote mit Kaffee oder Tee. Anschließend hatten wir frei.

Nach dem Abendessen fanden meist gemeinsame Veranstaltungen statt, über die ich gesondert berichten werde, und dann begaben wir uns in die Betten. Damit war der Tageslauf theoretisch abgeschlossen. Die Praxis sah allerdings, wie so oft, anders aus. Nach dem Zapfenstreich ging es nämlich oft munterer zu als den ganzen Tag über. Auch dies wird noch Gegenstand besonderer Betrachtung sein.

Wesentlich anders verlief der Tag für diejenigen, die Küchendienst hatten. Dieser Dienst wechselte täglich, so dass es jeden einmal und manche - wie mich - auch zweimal traf. Küchendienst bedeutete zunächst einmal, dass man früher als sonst aufstehen musste, um die Tische zu decken.



Großreinemachen.



Entartetes Großreinemachen. Links Jörg, oben Fred, rechts Teddy.

Noch ärgerlicher war, dass man unter der Aufsicht von zwei ziemlich unfreundlichen Küchendrachen arbeiten musste. Das größte Ärgernis aber bestand darin, keine Freizeit zu haben. Während die anderen z. B. Tischtennis oder Skat spielten oder an der Abendveranstaltung teilnahmen, musste man spülen, Brote schmieren oder sonstige Küchenarbeiten machen (zum Glück gab es jedenfalls eine Kartoffelschälmaschine). Wenn man dafür wenigstens noch um die morgendlichen Wanderungen herumgekommen wäre! Aber meistens warteten die Lehrer, bis der Küchendienst fertig war, und der musste sich dafür dann auch noch beeilen.

Der Küchendienst brachte aber auch Vorteile mit sich. Vor allem konnte man sich mal richtig satt essen. Merkwürdigerweise blieb nämlich von den Mahlzeiten immer etwas übrig, sogar Aufstrich. Die Überschüsse stammten allerdings weniger von den Schülertischen als von den Plätzen der Lehrer.

Außerdem bot der Küchendienst Gelegenheit zu kleinen Scherzeinlagen, deren bevorzugtes Opfer Hupa war. So versah man gerne mal seinen Platz mit einem wackligen Stuhl, einer Tasse ohne Henkel, gesprungenen Tellern oder Brotrationen aus Knäppchen\*. Was die Knäppchen betraf, behauptete er allerdings, sie gern zu essen. Das glaubten wir aber nicht, sonst hätten wir sie ihm natürlich vorenthalten. Eines Tages, als es Pflaumenmus als Nachtisch gab, servierten wir Hupa eine Portion, aus der wir die blauen Schalen herausgefischt hatten. Dass verbleibende gelbe Fruchtfleisch schmeckte deswegen zwar nicht schlechter, kam Hupa aber nicht geheuer vor. Er erhob lauten Protest und verlangte von mir, ich solle eine neue Portion holen. Ich versuchte es, bekam aber keine - offenbar war die Verpflegung bis zur letzten Pflaume auskalkuliert - und musste mich daher auf dem Rückweg von der Küche an meinen Platz zurückstehlen, als Hupa gerade abgelenkt war.

#### IV. Schlafsaalgeschichten

Meine Klasse kampierte ganz oben unter dem Dach in einem langgestreckten Raum, der durch Mauervorsprünge andeutungsweise in drei Abschnitte unterteilt war. Der hintere Abschnitt konnte, weil hier die Vorsprünge etwas ausgeprägter waren, fast als besonderer Raum gelten und wurde daher auch der "Kleine Schlafsaal" genannt. Immerhin blieb er aber durch einen etwa zwei Meter breiten, nicht verschließbaren Durchgang mit dem "Großen Schlafsaal" verbunden. Hinter dem Kleinen Schlafsaal lag noch ein Raum für drei Lehrer. Dieser Raum hatte keinen besonderen Zugang, und da die einzige Treppe zum Dachboden sich am gegenüberliegenden Ende des Ganges befand, mussten die Lehrer, wenn sie zu Bett gehen oder dieses verlassen wollten, jedes Mal unseren Schlafräum in seiner gesamten Länge durchqueren. Das war für die Lehrer - vor allem aber für uns - manchmal unangenehm. Gleich zu Anfang gab es Ärger, als im Lehrerraum eine schwarze Katze, die wohl nicht ganz zufällig dorthin geraten war, aufgefunden wurde. Seitdem achteten die Lehrer darauf, dass ihre Tür immer abgeschlossen war.

Die Durchgänge zwischen den Abteilungen des Schlafräums und die Türen an beiden Enden waren von je zwei hohen Spinden flankiert, die so schmalbrüstig waren, dass sie schon bei einem leichten Stoß aus dem Gleichgewicht gerieten. Für acht Mann hätten sie ausgereicht, aber wir waren dreißig. Daher mussten wir unsere Sachen zum größten Teil im Koffer unter dem Bett aufbewahren.

Während die Betten in derartigen Massenunterkünften normalerweise doppelstöckig sind, hatte man hier wegen der Dachschrägen nur einfache Betten aufstellen können. Das war wohl auch besser so, denn Stockbetten entsprechender Bauart wären lebensgefährlich gewesen, da die Matratzen nicht auf einem Lattenrost, sondern nur auf einer Leinwand lagen. Als Eule bei einer kleinen Balgerei einmal etwas unglücklich auf ihrer Schlafstätte landete, riss das Tuch gleich von vorn bis hinten auf.

Der Heimleiter bemerkte zu diesem Vorfall, wir wollten die Einrichtung offenbar mit Gewalt demolieren. Aber das sagte er immer, wenn irgend was kaputt ging; so z. B. auch, als im Waschraum ein Hahn abbrach (!) und eine Fontäne bis an die Decke spritzte.

Außer den Betten und den Spinden gab es in dem Schlafrum keinerlei Mobiliar. Selbst Bettzeug und Woldecken gehörten nicht zur Ausstattung, sondern mussten von den Gästen mitgebracht werden. Immerhin gab es Kopfkissen, aber das nützte mir nichts, weil ich mir von meiner fürsorglichen Mutter wider besseres Wissen ein eigenes Kissen in den Koffer hatte stopfen lassen.

Wegen der schrägen Wände gab es keine Fenster, sondern nur Dachluken. Diese blieben nachts immer weit geöffnet, weil sich sonst ein unerträglicher Mief gebildet hätte. Dafür mussten wir dann allerdings das sprichwörtliche kalte Ozon in Kauf nehmen, denn in dieser Höhenlage blies meist ein kräftiger Wind. Hieran aber hatte meine Mutter nicht gedacht, so dass ich zwar über zwei Kissen für den Kopf, aber nur über eine einzige Decke für den frierenden Rest verfügte. Es ist klar, dass dies nicht gerade zur Dämpfung meines bereits erwähnten Dauerschnupfens beitrug. Mein Bett stand in dem schon erwähnten Kleinen Schlafsaal. Im übrigen war dieser Raum hauptsächlich von Mitgliedern der Redaktion" belegt. Die Redaktion war ein erstaunliches Phänomen, auf das ich näher eingehen muss. Es handelte sich um die Herausgeber und Mitarbeiter des "Komet", einer Zeitschrift für Kultur, Wissenschaft und Unterhaltung". Dieses Gestirn war vor drei viertel Jahren von Lutz, einem künstlerisch begabten Klassenkameraden, ins Leben gerufen worden. Die Redaktion war hauptsächlich in meiner Klasse beheimatet, wo sie eine intellektuelle Clique bildete, hatte aber auch gelegentliche Mitarbeiter aus der Parallelklasse. Der innere Kreis bestand aus Lutz als Chefredakteur", Gernot als Verleger" sowie aus Dieter, Fred und Jörg.

Die beiden letzteren bildeten übrigens wieder ein Team für sich. Sie waren so unzertrennlich, dass sie sogar einen gemeinsamen Spitznamen - die Boys" - hatten. Einmal hatten sie zu Tips fassungslosem Staunen und zur Erheiterung der ganzen Klasse eine gemeinsame Biologie-Hausarbeit abgeliefert, die sie je zur Hälfte verfasst hatten.

Zum weiteren Kreis der Redaktion konnten auch noch Eule und ich uns zählen; wir waren allerdings nur technische Mitarbeiter, wenn man davon absieht, dass ich einmal einen Aufsatz über meine Schildkröte beitrug. Hin und wieder wurden auch noch weitere Mitarbeiter gewonnen, aber ansonsten machte die Redaktion fast alles selber: Sie schrieb die Beiträge, tippte sie auf Matrizen, entwarf und vervielfältigte das Titelblatt und vertrieb die Zeitung..

Nur das Abziehen der Matrizen wurde in Auftrag gegeben. Bezieher waren hauptsächlich die Eltern und Bekannten der Redaktionsmitglieder

Der Inhalt des "Komet" war harmlos. Er bestand hauptsächlich aus kleinen Geschichten wie "Das Leben in der Gartenerde" oder "Erlebnisse in einem Salzbergwerk" und aus geklauten Anekdoten, Witzen und Rätseln. Das Beste war vielleicht das Titelblatt, zu dem die grafisch talentierten Boys schmissige Entwürfe lieferten, und bei dem verschiedene Techniken wie Linolschnitt oder Schablone mit Sprühflasche angewendet wurden. Bei manchen Techniken war die Vervielfältigung allerdings so aufwendig, dass eine einzige Nummer drei bis vier Mann einen ganzen Abend kostete.

Daher war es neben der Kostenfrage - wir konnten nicht gut mehr als 25 Pf für eine Nummer nehmen - vor allem der Zeitaufwand, der noch im Sommer dieses Jahres zum Untergang des "Komet" führen sollte. Immerhin ist er aber ein Jahr lang jeden Monat erschienen und stellte für Untersekundaner - bis vor kurzem sogar noch Obertertianer - eine bemerkenswerte selbständige Leistung dar.

Um auf Winterberg zurückzukommen: Es war bezeichnend für die Redaktion, dass sie sich den Kleinen Schlafsaal ausgesucht hatte. Hier war man einerseits unter sich, d.h. unter gesitteten Menschen, die keine lärmenden Aktionen liebten, konnte aber andererseits wie aus einer Loge das Theater im Großen Schlafsaal beobachten und seine Glossen darüber machen.

Die Nachtruhe begann offiziell um 22.00 Uhr, tatsächlich aber wesentlich später, besonders in den ersten beiden Nächten. Unter den gegebenen Umständen - die ganze Klasse praktisch unter einem Dach - konnte das nicht ausbleiben.

Zunächst einmal wurde es mindestens 23.00 Uhr, bis alle im Bett lagen. Aber damit war es noch lange nicht ruhig. Dank der guten Akustik entging einem nichts, was irgendwo im Schlafsaal gesprochen oder verbrochen wurde. Nicht zuletzt wurde der Geräuschpegel durch das kleine Radio hochgehalten, das Manni mit viel Bastlergeschick irgendwie - Steckdosen gab es hier natürlich nicht - angeschlossen hatte. Das Radio produzierte nicht nur Geräusche, sondern induzierte oft auch noch lautstarke Auseinandersetzungen zwischen den Hörern, wenn diese sich nicht auf ein Programm einigen konnten. Am ehesten fand noch der AFN\* als Geräuschkulisse allgemeine Zustimmung.

Nur hin und wieder sorgte ein Warnruf, der das Nahen eines Lehrers ankündigte, für plötzliche Stille. Bei dem Lehrer handelte es sich meist um Galgen, Tip oder Mai, die ihr Zimmer hinter dem Kleinen Schlafsaal hatten, also auf dem Weg dorthin den gesamten Schlafraum durchqueren mussten. Sie gingen zwar immer sehr spät zu Bett, kamen aber manchmal auch zwischendurch herauf.

Folgende Kostprobe mag die allabendliche Atmosphäre verdeutlichen: Fenster zu, es zieht!" - Ihr seid wohl jeck, hier ist schon Mief genug!" - Äh, Pussi, benimm dich!" - Halt die Klappe!" - Licht an, man hört ja nichts mehr!" - Ha ha!" - Licht aus!" Jemand erzählt einen ziemlich alten Witz. Ein anderer protestiert mit: Öh, riefen die Männer der Bartwickelmaschine!" Dann entbrennt eine Kissenschlacht: Auf ihn!" - Au, Idioten!" - Verdammt noch mal, seid doch mal ruhig!" knurrt Teddy dazwischen, erntet aber nur schallendes Gelächter. Galgen erscheint und versucht, die Gemüter zu beruhigen: Hörschaften, nun seid doch mal vernünftig, et is ja jleich halb zwölf!" Aber kaum ist er weg, wird es wieder lustig, denn nichts ist ansteckender als unterdrückte Albernheit. Plötzlich tänzelt Pussi mit einem Bikinihöschen, das er sich unter der Bettdecke aus zwei Taschentüchern gebastelt hat, wie ein Mannequin durch den Mittelgang. Die Stimmung erreicht ihren Höhepunkt, und Pussi muss sich schleunigst zurückziehen, um seine Unschuld zu retten.

Ich war damals gerade fünfzehn Jahre alt, der Zweitjüngste nach Pitter. Die meisten meiner Klassenkameraden waren schon sechzehn, manche noch älter, und einige fühlten sich sogar schon erwachsen. Das Erwachsensein demonstrierten sie z. B. dadurch, dass sie zu nachtschlafender Zeit plötzlich anfangen, laut von Bier zu träumen. Das Echo Gleichgesinnter ließ dann nie lange auf sich warten, und schon schlüpfen ein paar Freiwillige in Hose und Pulli, sammelten von den Interessenten Geld ein, schlichen nach unten, kletterten durch ein Toilettenfenster ins Freie und marschierten zu Onkel Otto", der benachbarten Kneipe. Dort stärkten sie sich erst mal und schmuggelten dann auf demselben Weg, auf dem sie gekommen waren, die Flaschen in den Schlafraum. Die Lehrer, die um diese Zeit meist noch im Tagesraum zusammensaßen, rochen nur einmal Lunte. Sie erwischten zwar nicht das Bier, aber die Bierjungen, und bestrafte sie auf der Stelle damit, die wieder einmal verstopften Toiletten zu reinigen. Nach dieser schöpferischen Pause wurde dann aber im Schlafraum um so fröhlicher gezecht.

Bequemer und außerdem erlaubt war der Erwerb von Sprudelwasser. Das konnten wir im Heim kaufen und machten auch reichlich Gebrauch davon. Infolgedessen standen immer zahlreiche leere Flaschen unter den Betten. Eines späten Abends, als Warnrufe das Nahen von Tip ankündigten, tauchte plötzlich die Idee auf, eine kleine Falle zu bauen. Gedacht, getan. In Windeseile entstanden im Mittelgang Sperrketten aus leeren Flaschen, das Licht ging aus, und dann harrten wir gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Tapp, tapp, tapp, klirr - das war die erste Kette, gleich musste die nächste kommen. Tapp, tapp, tapp, krach! Ein heftiger Fußtritt, Flaschen kullerten, Scherben flogen, Tip in Wut! Wer hat das Licht ausgemacht?!" donnerte er. Jörg meldete sich und machte es auch rasch wieder an. Abgesehen davon, dass er ein ehrlicher Kerl war, wusste er natürlich, dass er ohnehin keine Chance hatte, denn der hintere Lichtschalter befand sich über seinem Bett. Sei es nun, dass Tip die Flaschen im Dunkeln gar nicht als bössartiges Hindernis erkannt hatte, sei es, dass er keine Hoffnung hatte, die Flaschensteller zu entlarven, jedenfalls entlud sich sein Donnerwetter fast ausschließlich über Jörg. Als er sich abreagiert hatte, überwachte er das Aufsammeln der Scherben, schickte vier Mann zum Kartoffelschälen in die Küche und verfließ finster blickend den Tatort. Zurück blieb betretene Stille. Doch schon nach wenigen Augenblicken wurden die ersten wieder munter und machten sich daran, den "Klassengeist" zu mobilisieren: Jungs, wir marschieren geschlossen runter und schälen mit, Ehrensache!" Ich fühlte mich zwar völlig unschuldig und sah auch gar nicht ein, warum ich meine Nachtruhe dem Ehrgefühl" einiger Blödmänner opfern sollte, doch da der Klassengeist es meistens übel nimmt, wenn einer nicht mitmacht, begann ich ebenfalls, mich anzuziehen. Als ich gerade die Lederhose anhatte, kam Tip plötzlich zurück. Au wei," dachte ich, schlüpfte wie die anderen rasch unter die Decke und zog die Lederhose unauffällig wieder runter, während Tip langsam durch den Gang schritt.

Er verschwand jedoch bald wieder ohne weitere Zwischenfälle, woraufhin die Ehrenmänner sich erneut aufrappelten und den Marsch nach unten antraten. Mir aber reichte es jetzt, ich rollte mich zusammen und stellte mich schlafend. Da ich tatsächlich hundemüde war, gelang mir das offenbar überzeugend, denn man ließ mich in Ruhe.

Nach einer viertel Stunde kamen die Ehrenmänner wieder rauf. Sie waren hörbar guter Laune, denn sie hatten den Lehrern im Tagesraum eine Überraschung bereitet und auch aus dem Schälen sogar noch einen Spaß gemacht. Nun ärgerte ich mich beinahe, dass ich oben geblieben war. Einige Tage später widerfuhr Tip noch ein weiteres Ungemach, das nun wirklich nicht mehr zum Lachen war. Als er nämlich die Treppe zum Schlafraum hinaufstieg, kam ihm plötzlich ein Bett entgegen und brachte ihn beinahe zu Fall. Tip hielt das zunächst für einen hinterlistigen Anschlag und war sehr erregt. Aber schließlich konnten wir ihn, obwohl nie geklärt wurde, wie das Bett überhaupt auf die Treppe gekommen war, davon überzeugen, dass es niemand absichtlich in Bewegung gesetzt hatte. Immerhin war die Treppe nämlich so steil und glatt, dass einer von uns schon am ersten Tag hinuntergefallen war. Dass übrigens gerade Tip wiederholt von mehr oder weniger witzigen Anschlägen getroffen wurde, kann nur Zufall gewesen sein, denn er gehörte zu unseren beliebtesten Lehrern. Leider hatten wir in Winterberg mit ihm sonst kaum Kontakt.

Es ging meist schon auf Mitternacht zu, wenn die Unruhe im Schlafraum sich allmählich legte. Zuletzt war nur noch ein gelegentliches Husten, das Knatschen von Bettgestellen und lautes Schnarchen zu hören. Ich aber war dann oft so aufgedreht oder übermüdet, dass ich nicht einschlafen konnte und noch eine ganze Weile wach blieb



Marsch. " ..auf der Heide blüht ein kleines Blümelein und das  
heisst..Erika...."

## V. Der Zeitgeist

Wie ich schon erwähnte, reizte Hupa uns manchmal zu Bosheiten. Ein Grund dafür war vielleicht, dass er nach Art mancher Studienräte gerne Baskenmütze, Knickerbockers und derbes Schuhwerk trug, dazu aber immer auch Schlips und Kragen.

Bezeichnend war, dass er auf nicht weniger als drei Spitznamen hörte. Zwei hatte er schon, als er nach Winterberg kam, nämlich außer Hupa auch noch "Hipa", ein weiterer - "Rechtslage" - kam dort innerhalb weniger Tage hinzu. Auf Hupa hatte ihn eine frühere Klasse schon vor Jahren getauft, als er mit ihr den Hungerpastor von Wilhelm Raabe durchnahm. Die Variante "Hipa" stand für "Hilfspastor". Der dritte Spitzname entwickelte sich aus einer Redensart: Wenn im Heim wieder mal was vorgefallen war und Hupa dazu seine Meinung beisteuerte - was er regelmäßig tat -, hatte er die Gewohnheit, mit den Worten: "Also die Rechtslage ist folgende..." zu beginnen. Da nun ziemlich oft etwas vorfiel, dauerte es kaum drei Tage, bis sich zu Hupa und Hipa die "Rechtslage" gesellte.

Dennoch konnte Hupa sich einmal eines beachtlichen Zulaufs erfreuen, und das kam so: Am Tage nach unserer Ankunft sollten die schon erwähnten Arbeitsgemeinschaften gegründet werden. Zu diesem Zweck mussten wir uns auf der Wiese vor dem Heim in einem großen Halbkreis versammeln. Dann trugen die Lehrer ihre Angebote vor - z. B. Mai Zeichnen und Tip Biologie - und scharten die Interessenten um sich. Hupa warb für das merkwürdige Thema "Schere und Kleister". Doch obwohl seine Rhetorik nicht gerade begeisternd war, fand er nicht nur bei ein paar Idealisten, sondern auch bei der gesamten Redaktion Anklang.

Das konnte natürlich nicht mit rechten Dingen zugehen, und so war es auch. Dazu muss ich erklären, dass sich hinter dem mysteriösen Titel Schere und Kleister die Arbeitsgemeinschaft für die geplante Heimzeitung verbarg. Diese aber wollten wir nicht der Regie Hupas überlassen, und auch die schon erwähnten Idealisten, die hauptsächlich aus der Parallelklasse kamen, galt es unschädlich zu machen. Übrigens scheint es ein Gesetz zu sein, dass Parallelklassen immer beschränkter sind als die eigene. Wenn dies in den Zeugnissen nicht so zum Ausdruck kommt, liegt das nur an den Strebern, die ebenfalls für Parallelklassen so typisch sind. Immerhin, ein Phänomen wie die Redaktion gab es in unserer Parallelklasse wirklich nicht. Daher war es eigentlich nur logisch, dass Chefredakteur Lutz seine Mannen gebeten hatte, für Schere und Kleister zu optieren. Den Widerstrebenden hatte er versprochen, sie brauchten nur an der ersten Sitzung teilzunehmen, das würde für seine Zwecke schon genügen. So also kam es, dass sich bei Hupa die erstaunliche Anzahl von zwölf Interessenten einfand, darunter auch ich.

Die Arbeitsgemeinschaften nahmen ihre Tätigkeit unmittelbar nach ihrer Konstituierung auf. Hupa und sein Gefolge benötigten nicht einmal einen besonderen Arbeitsraum, sondern zogen sich in eine Ecke der Wiese zurück.

Einleitend erklärte Hupa, was er sich unter Schere und Kleister vorstellte und erzählte etwas von Zeitungsausschnitten, die auf Pappe geklebt werden sollten. Nun begriff ich erst, wie er auf den Titel verfallen war; es zeigte sich aber auch, wie berechtigt unsere Befürchtungen gewesen waren. Hupa schwebte nämlich offensichtlich etwas völlig anderes vor als uns. Darum machte sich nun der schnoddrige Lutz - mit seiner Redaktion im Rücken - daran, das Interesse auf eine Heimzeitung zu lenken, die diese Bezeichnung verdiente.

Hupa ging schließlich darauf ein und bemerkte zutreffend, nun müsse erst mal ein Name für das Unternehmen gefunden werden. Daran hatten wir überhaupt nicht gedacht, und es wollte uns auch auf die Schnelle nichts Rechtes einfallen. Der einzige Titel, der sich uns sofort aufdrängte, hatte keine Aussicht, akzeptiert zu werden, nämlich "Der Sparwitz". Dennoch konnte Dieter es sich nicht verkneifen, genau dies vorzuschlagen. Alles kicherte, aber Hupa tat so, als sei ein ernsthafter Diskussionsbeitrag gemacht worden und wollte wissen, was Sparwitz bedeute. Dazu ist zu erwähnen, dass dieses Wort damals bei uns groß in Mode war. Möglicherweise waren damit ursprünglich Schottenwitze gemeint, aber wir verstanden darunter blöde Witze und Bemerkungen. Mit dieser Bedeutung konnten wir hier aber natürlich nicht kommen und wichen daher auf die Schottenwitze aus. Ah so", sagte Hupa gedehnt, war aber verständlicherweise von diesem Vorschlag nicht begeistert und schob ihn beiseite. Wesentlich besser gefiel ihm "Winterberger Kurier", was natürlich nur einem Vertreter der Parallelklasse hätte einfallen können, aber hiergegen sträubte sich nun wieder die Redaktion. Schließlich hatten wir dann doch noch eine Eingebung, die sogar einstimmig angenommen wurde: "Der Zeitgeist". Der eigentliche Urheber dieser Idee war übrigens - wenn er auch etwas ganz anderes damit gemeint hatte - unser Heimleiter. Wie erinnerlich, hatte er Teddy zum Zeitgeist mit der Aufgabe ernannt, zu den Mahlzeiten zu läuten. Das hatten wir direkt mal wirklich witzig gefunden, und so kam es, dass der einzige gute Einfall des Heimleiters zum Titel eines Pamphlets wurde, mit dem die Redaktion ihn und sein Regiment in der Luft zu zerreißen gedachte. Unser Konzept, die Zeitung in diesem Sinne auszurichten, war, nachdem wir dem ahnungslosen Hupa die Initiative abgenommen hatten, praktisch durchgesetzt. Im weiteren Verlauf der Sitzung passierte daher nicht mehr viel.

Lutz' Voraussage, die Arbeitsgemeinschaft Schere und Kleister werde nur ein einziges Mal tagen, traf ein. Ich jedenfalls brauchte an keiner weiteren Sitzung mehr teilzunehmen, da die literarischen Experten der Redaktion die Sache in die Hand genommen hatten. Das Ergebnis sollte an einem der Heimabende vorgelesen werden, aber davon später.

Übrigens hatten unsere Aktivitäten in Sachen Heimzeitung noch ein kleines Nachspiel. Eines Tages hing nämlich ein großes, gekonnt gemachtes Plakat am Schwarzen Brett, das die Zeitung unter dem Titel "Hört, hört!" ankündigte. Die darin enthaltene Drohung wurde von der Heimleitung ganz richtig verstanden und verursachte einen kleinen Skandal. Unser Klassenlehrer, Audumla, versammelte seine Schäflein - ohne allerdings die schwarzen zu kennen - im Schlafraum und dozierte: "Nun hört mal zu, Kinder, soo geht's ja nun nicht!" Im Verlauf der weiteren Diskussion erkannten wir aber, dass er an sich auf unserer Seite stand und bloß durch uns keinen Ärger bekommen wollte.

Ein Nachspiel anderer Art erlebte ich Jahrzehnte später: Ich besuchte eine in meinem Wohnort residierende Galeristin, um unseren "Mollenhauer" neu rahmen zu lassen. Die Galeristin hatte denselben Familiennamen wie Hupa. Der Name ist an sich nicht selten, aber es stellte sich heraus, dass die Dame ausgerechnet Hupas Schwiegertochter war. Ich kam dann auch mit ihrem Mann ins Gespräch, bei dem wir ein paar Erinnerungen austauschten. Er erzählte stolz, dass damals sein Vater "der große Hupa" und er selbst "der kleine Hupa" genannt worden sei. Ich fühlte mich nicht ganz wohl in meiner Haut; mir kam die Erkenntnis, dass wir uns damals ziemlich schäbig benommen hatten.



Rast der völlig erschöpften Truppe.

## VI. Wanderungen

An fast jedem Vormittag machten wir eine ausgedehnte Wanderung. Wandern kann etwas Schönes sein, aber Audumla verstand offenbar etwas anderes darunter.

Audumla war Anfang dreißig. Man erzählte sich, er sei Neffe eines ehemaligen Reichskanzlers, aber er sah gar nicht so aus. Er war nur mittelgroß, hager und schmalbrüstig und hielt den Kopf mit den aschblonden, glatt zurückgekämmten Haaren immer etwas vorgebeugt. Er verfügte über eine tiefe, singende Stimme und war sehr redegewandt. Die akzentuierte, tönende Sprache hatte uns schon in der allerersten Deutschstunde beeindruckt. Er hatte damals die germanische Mythologie mit der Weltesche Yggdrasil und der Kuh Audumla durchgenommen und damit sofort seinen Spitznamen weggehabt. Wir mochten Audumla ganz gerne. Besonderen Spaß hatten wir immer, wenn sich im Unterricht Gelegenheit zu Anspielungen auf pikante Themen ergab, z. B. beim Stichwort "Liebe". Dann zog Audumla - ein eingefleischter Junggeselle - breit grinsend die Luft durch die großen Zähne und intonierte erwartungsgemäß: "Was versteht iiiihr schon von Liebe!"

In Winterberg lernten wir Audumla nun von einer neuen Seite kennen - und fürchten. Er entpuppte sich nämlich als unermüdlicher Schnellwanderer. Es war erstaunlich, wie dieses schwächliche Männchen sein Tempo stundenlang durchhielt. Von uns konnte man das nicht behaupten. Wir waren manchmal so abgekämpft und sauer, dass wir uns nur noch durch Gleichschritt und das Absingen markiger Lieder wie "Klotz, Klotz, Klotz am Bein, Klavier vorm Bauch, wie lang ist die Chaussee!" in Schwung halten konnten. Dieser Trick hatte übrigens noch einen positiven Nebeneffekt: Er ließ nämlich Audumla, der sich sichtlich genierte, als Lehrer einer solchen Horde erkannt zu werden, manchmal weit zurückfallen.

Er ermahnte uns zwar immer wieder, wir sollten uns doch vernünftig aufführen", hatte aber damit natürlich nicht den geringsten Erfolg. Schließlich konnten wir uns doch nicht den einzigen Spaß an diesen Gewaltmärschen nehmen lassen.

Wegen des kräftezehrenden Stils unserer Wanderungen kann ich mich nur noch an wenige Einzelheiten erinnern.

Natürlich bestiegen wir - wie wohl jeder Besucher Winterbergs - den Kahlen Asten oder - nach unserer Lesart - Ahlen Kasten. Mit Audumla schafften wir das allerdings in Rekordzeit. Hans-Jürgen war am Ende so entkräftet, dass er sich den Fuß verstauchte. Dies war jedoch insofern kein Beinbruch, als er nun den Rest des Weges per Anhalter zurücklegen durfte. Andererseits entging ihm dadurch eine Mädchenklasse, die uns mitten auf der Straße entgegenkam. Wir bildeten sogleich eine Kette, doch traute sich niemand, bis zum Zusammenprall durchzuhalten, so dass die Fronten sich kurz vorher auflösten und beide Gruppen kichernd bzw. johlend durcheinandermarschierten.

Ein andermal wurde uns ein Vortrag auf einer Wetterstation geboten. Das klingt ja ganz interessant, aber die Wetterstation war nichts anderes als ein gewöhnliches Bauernhaus, und an Instrumenten sahen wir nur ein gemächlich rotierendes Schalenkreuz und eine Sonnenuhr; für Schüler eines mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasiums war das nicht gerade aufregend.

Einmal besichtigten wir eine kleine Kirche in Altastenberg. Darin gelang mir mit meiner primitiven Box ohne Belichtungsmesser eine ganz ordentliche Aufnahme; jedenfalls war sie besser als das, was ich später von Mitschülern zu sehen bekam, die z. T. wesentlich anspruchsvollere Apparate hatten.



Kirche von Alt-Astenberg.



Bruchhausener Steine. Durchblick.

Kenn' Se schon den Schrickler?  
Der Mann wird immer dicker.  
Nicht aus dem Aug' lässt er  
sein Hundertzwanzig-Mann-Orchester.  
Ist gern theoretisch,  
doch System hat er nicht nötig,  
aber grade deshalb ist er so beliebt.

Das ist unser Schrickler,  
der Anstaltsmusiker.  
Voll Ruh und großem Stolz  
kratzt er auf seinem Jammerholz.\*  
Mit Röntgenaugen  
sieht er die, die nichts taugen;

Aber einmal hat er sich doch geirrt - bei seiner Frau!

Die letzten drei Wörter waren übrigens kein Zitat, sondern dichterische Freiheit, für die der Humor des Betroffenen vielleicht nicht ganz gereicht hätte, und darum war es sicher gut, dass das Werk nicht bei der Gelegenheit aufgeführt worden war, für die wir es eigentlich geschaffen hatten, nämlich beim letzten Elternabend. Immerhin verdeutlicht es aber, wie gern wir den vitalen, immer gute Laune verbreitenden Theo Rettich mit im Landheim gehabt hätten.

Stattdessen mussten wir nun mit dem langweiligen Wunderwecker vorlieb nehmen. Dabei hatte er durchaus seine Meriten und war in der Öffentlichkeit bereits als Komponist von Volksliedbearbeitungen und Jugendmusiken - die Oper "Die Wunderuhr" erwähnte ich schon - hervorgetreten. In der Schule freilich nützte ihm das nichts. Er brachte es nicht einmal fertig, uns das Notenlesen - soweit wir es nicht schon von Hause aus konnten - beizubringen. Er machte zwar auf die Jugendmusiker Eindruck, bei der Jugend selbst kam er aber mit seinen ewigen Volksliedchen nicht an. Vor allem vermissten wir bei ihm Autorität und Humor.

Bei der Wanderung in Winterberg nun, von der ich ausging - eigentlich war es nur ein Spaziergang in der Nähe des Heims -, stellte sich heraus, dass Wunderwecker doch nicht so übel war. Wir schlenderten als kleine Gruppe durch die Wiesen und fühlten uns dabei wohler als bei Audumlas hektischen Marathonläufen oder bei der Völkerwanderung nach Bruchhausen. Wunderwecker wurde geradezu umgänglich und kaufte schließlich sogar zwei Rollen Drops, die er - wie ein Vater an seine Sprösslinge - unter uns verteilte. Wir grinsten verstohlen, aber immerhin war es das erste - und letzte - Mal, dass wir von einem Lehrer etwas spendiert bekamen.

Ein Stück weiter stießen wir auf ein Bauernhaus mit einer alten Mühle, die wir besichtigen durften. Als Dank schmetterten wir zum Abschied auf Wunderweckers Vorschlag für die Bäuerin - na, was wohl? - ein zünftiges Volkslied. Daraufhin gab es für jeden von uns ein Glas frische Milch.

Auf dem Rückweg, als sich herausstellte, dass wir noch reichlich Zeit hatten, legten wir uns auf einer Wiese in die Sonne und führten tiefschürfende Gespräche. Dazu kamen wir bei Audumla nie, weil man sich beim Marathonlauf eben schlecht unterhalten kann.



## 8. Ein Ausflug zum C.D.-Gymnasium (Auszug aus: Schullandheim Maxhahn, 15. - 27. Juli 1954)

Ende 1953 waren wir von Leverkusen-Schlebusch nach Mülheim/Ruhr umgezogen. Dadurch war ich auch auf eine neue Schule verpflanzt worden, das Mercatorgymnasium Duisburg. Die erste größere Unternehmung, die ich mit meiner neuen Klasse erlebte, war ein Landheimaufenthalt in Burscheid-Maxhahn.

Von Burscheid ist es nicht weit nach Leverkusen. Daher hatte ich mir schon zu Hause vorgenommen, meine alte Schule zu besuchen. Die Gelegenheit war einmalig, denn zur Unterrichtszeit wäre ich sonst nie dorthin gekommen.

Klassenlehrer Hennig gab mir ohne weiteres Urlaub, und der eigenwillige Rudolf, der nicht wie alle anderen mit dem Bus, sondern mit dem Fahrrad nach Maxhahn gekommen war, lieh mir seinen Drahtesel. Zur Benutzung dieses Gefährts hatte ich mich allerdings nur entschlossen, weil es keine direkte öffentliche Verkehrsverbindung gab. Rudolf kam nämlich mindestens zweimal wöchentlich zu spät zum Unterricht und entschuldigte das meist mit seinem Fahrrad, in das alle nur erdenklichen Mängel eingebaut zu sein schienen. Als ich mir das Gefährt jetzt ansah, war denn auch der Hinterreifen platt und von der rechten Pedale nur noch die blanke Achse vorhanden. Den Reifen konnte ich jedoch flicken, und bei der Pedale half mir der Hausmeister, der zufällig Ersatz hatte. Um es vorwegzunehmen: nach diesen Reparaturen hielt sich der Drahtesel wider Erwarten gut und brachte mich anstandslos nach Leverkusen und wieder zurück.

Bis Schlebusch ging es immer geradeaus auf der B 51. Die Strecke war mir von vielen Autofahrten mit der Familie bekannt, aber auch mit dem Fahrrad war ich hier schon gewesen. In Schlebusch bog ich dann rechts ab auf meinen alten Schulweg nach Wiesdorf. Hier entlang war ich sechseinhalb Jahre mit dem Schulbus oder dem Rad gefahren, manchmal sogar gelaufen.

Als ich vor dem Schulgebäude ankam, begann, wie ich es mir gedacht hatte, gerade die zweite große Pause. Die zahnlose Fahrrad-Oma, Frau Quint, kam mit ihrem Besen angelaufen und schloss mir den maschendrahtumzäunten "Fahrradkäfig" auf, als gehörte ich noch zu ihren täglichen Kunden. Ich drückte ihr zehn Pfennig, den Tagessatz, in die Hand. Sie wollte das Geld erst nicht haben, aber dann nahm sie es doch und lief sogleich freudestrahlend zum benachbarten Büdchen, um die Bildzeitung zu kaufen (die zu Beginn tatsächlich nur zehn Pfennig kostete und damit Furore machte). Ich war ein bisschen verblüfft über diese Verwendung meines guten Groschens, aber zugegeben, ich hatte das Sensationsblättchen auch schon mal gekauft.

Ich begab mich nun in das Getümmel des Schulhofs und sah in lauter fremde Gesichter, obwohl ich die meisten eigentlich noch hätte kennen müssen. Es dauerte eine Weile, bis mir einfiel, dass die Schüler der Oberklassen, die mir natürlich am vertrautesten waren, das Privileg genossen, während der Pausen drinnen bleiben zu dürfen, wovon sie auch weitgehend Gebrauch machten. Endlich entdeckte ich aber doch drei alte Klassenkameraden, nämlich "Sieger", "Nio" und Eberhard. Komisch zu beobachten, wie sie mich erst gar nicht zur Kenntnis nahmen, bis dann plötzlich der Groschen fiel. Eberhard meinte entschuldigend, ihm sei so gewesen, als gehöre ich hierher.

Zu meiner Enttäuschung erfuhr ich, dass nach der großen Pause eine zweistündige Englischarbeit bei "Bubi" Rau geschrieben werden sollte. Damit war mein Plan geplatzt, an diesen Stunden als Gast teilzunehmen. Um wenigstens allen mal die Hand schütteln zu können,

beschloss ich, rasch noch den Klassenraum aufzusuchen. Ich ließ mir erklären, wo er lag - es war ganz oben, wo früher Mädchenklassen untergebracht waren - und hastete die Treppe hoch.

Auf halber Höhe hielt mich die Pausenwache an, deren Amt es war, die Schüler der Unter- und Mittelklassen während der großen Pausen nach draußen zu scheuchen bzw. am Betreten des Gebäudes zu hindern. Die beiden Primaner schienen mich nicht zu kennen und stuften mich daher als Nichtprivilegierten ein. Nachdem ich jedoch erklärt hatte, dass ich nur zu Besuch hier war, ließ man mich schließlich passieren.

Als ich den Klassenraum betrat, bemerkte mich wieder kein Mensch, denn alle standen auf den Heizungsrohren an den Fenstern, hatten den Oberkörper über die hohen Fensterbänke gelegt und peilten nach unten. Ich wusste natürlich, was es da zu sehen gab, denn ich hatte selbst oft da gehangen; dieser Pausensport wurde hier schon gepflegt, seit die Rohglasscheiben der ersten Nachkriegszeit durch Fensterglas ersetzt waren und die Fenster wieder ohne die Gefahr, herunterzufallen, geöffnet werden konnten. Die Klassenräume des Gymnasiums lagen nämlich auf der Gebäudeseite, die an den Hof des Lyzeums grenzte.

Ich quetschte mich kurz entschlossen zwischen die anderen und ließ mich ebenfalls vom Ewig-Weiblichen hinabziehen. Die Aussicht auf mehrere hundert Mädchen war wirklich lohnenswert, ein beachtlicher Pluspunkt für diese Schule. Die älteren Schülerinnen pflegten sich meist kettenweise unterzuhaken und geruhsam ihre Kreise zu ziehen. Sie wussten natürlich, dass sie beäugt wurden und genossen das nicht weniger als wir.

Das war damals aber auch schon alles. Einige der Mädchen kannte ich nur von Ansehen, wie z. B. Grazia Elsässer, Star unserer Tanzstundengruppe. Andere pflegte ich immerhin bei Gelegenheit zu grüßen. Dazu gehörten Ursel Bächle, die ich vor Jahren bei meiner Klavierlehrerin zur Blockflöte begleitet hatte, Ulla Diese, genannt Schrubber", die Schwester des Pfadfinders Lutz, in dessen Gruppe meine Eltern mich gern geschleust hätten, die spätere Schauspielerin Corinna Genest (Anwaltssekretärin in der Fernsehserie "Liebling Kreuzberg"), die zeitweise in unserer Straße bei ihrer Tante gelebt hatte, Barbara Wodarg, Cousine von Chefredakteur "Lutz, spätere Rundfunksprecherin beim WDR, oder meine Mitkonfirmandin Inge Wulffers, die mir später noch einmal in Freiburg als Pädagogikstudentin über den Weg lief. Persönliche Kontakte gab es aber nicht. Das war, soweit ich wusste, auch bei meinen Klassenkameraden so. Mit der Tanzstunde hatte sich das möglicherweise geändert, aber nicht bei mir, denn wir zogen noch während des Kurses aus Schlebusch weg und mussten zum Schlussball extra anreisen.

Es leuchtet ein, dass die Lehrer es schwer hatten, sich bei Beginn der Stunde gegen die externe Konkurrenz bemerkbar zu machen. Je nach Temperament versuchten es die einen mit Stimmgewalt, die anderen durch einen Klaps auf die Rückseite. Bei der zweiten Methode war es allerdings schon vorgekommen, dass der Gestörte mit dem Ausruf: He, du Arschloch!" herumfuhr, weil er glaubte, es mit einem Kameraden zu tun zu haben.

Bei meinem heutigen Besuch ging es jedoch gemessen zu, denn die Klassenarbeit warf ihre Schatten voraus. Außerdem war man mittlerweile auf mich aufmerksam geworden und begrüßte mich. Dann kam auch schon Bubi mit einem Stoß Hefte unter dem Arm zur Tür rein. Ah, da ist ja der Grau, nich wahr, das ist aber nett", sagte er und gab mir die Hand. Ich erklärte ihm, durch welche Fügung ich heute hatte kommen können. Er zögerte einen Moment und entschied dann: Ja, nich wahr, die Arbeit müssen wir aber heute schreiben, das kann ich nicht mehr verschieben, nich wahr, vielleicht können Sie später noch mal kommen, nich wahr." Ich verabschiedete mich und ging. Unten vor dem Direktor-Vorzimmer traf ich meinen alten Klassenlehrer "Tip" und bat ihn, den jetzigen Klassenlehrer "Galgen" zu grüßen. Tip war herzlich wie immer, während mich der glatzköpfige Fröbel, der gerade vorbeikam, kaum wiederzuerkennen schien; das passte zu seinem Unterricht.

Wo ich nun mal in Leverkusen war, machte ich noch einen Kurzbesuch bei einer Tante in der Waldsiedlung und fing nach Schulschluss meine Freunde Fred und Jörg an dem alten Treffpunkt ab. Ich unterhielt mich eine Weile mit den beiden, schlug ihnen vor, mich doch in Maxhahn zu besuchen, was sie zu überlegen versprachen, und machte mich auf den Rückweg, für den es inzwischen höchste Zeit geworden war.

Zufrieden war ich mit der Unternehmung nicht so recht. Sie hatte mich gewissermaßen in die Vergangenheit führen sollen, aber ich hatte feststellen müssen, dass die tatsächlich vergangen war. Nicht nur, dass ich von Schlebusch weggezogen war, auch die Lebensumstände meiner alten Freunde und Bekannten hatten sich geändert. Ich merkte es vor allem daran, dass ich mich mit ihnen nicht mehr über alltägliche und aktuelle Dinge unterhalten konnte, weil ich nicht mehr auf dem Laufenden war, und bedeutendere Erlebnisse, über die man sich hätte austauschen können, konnten wir damals noch nicht vorweisen.



Ein paar Erinnerungen an meine ersten Jahre auf dem C.D.-Gymnasium

von Hellmut Grau

Die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium fand am 9. März 1947 statt. Da war ich natürlich wieder krank und musste sie am 15. April nachholen. Kurz darauf kam ich dann in die Sexta des mathematisch-naturwissenschaftlichen Carl-Duisberg-Gymnasiums in Wiesdorf.

Die Fachrichtung des Gymnasiums - genauer gesagt die mathematische Komponente - passte für mich eigentlich nicht so recht, aber ich sollte nun mal aufs Gymnasium, und ein anderes gab es im weiteren Umkreis nicht. Das C.D.-Gymnasium war immerhin noch gut 5 km entfernt. In der ersten Zeit erreichte ich es mit dem Schulbus, später fuhr ich Rad, und zwar bei jedem Wetter, sogar bei Eis und Schnee.

Wir waren anfangs über 50 Kinder, aus heutiger Sicht kaum glaublich, aber damals funktionierte es, weil Disziplin noch selbstverständlich war, besonders für unsere Lehrer, die alle Soldat gewesen waren. Sie hatten allerdings auch mehr disziplinarische Möglichkeiten als heute, insbesondere: Ohrfeigen, Kopfnüsse, Öhrchen" (Ohrläppchen kneten), Eselchen" (Backe kneifen), Strafarbeiten und Nachsitzen. Einige dieser Methoden waren schon damals nicht legal<sup>1</sup>, wurden aber praktiziert und geduldet. Das Übelste leistete sich mal der Lehrer Kuhle (der Schreck der Schule"), ein wegen Lehrermangels reaktivierter, pädagogisch völlig unfähiger alter Herr: Er ließ wegen einer Lappalie die ganze Klasse in der letzten Stunde so lange nachsitzen, bis der Schulbus weg war. Das bedeutete für mich und einige andere aus der Waldsiedlung über eine Stunde Fußmarsch; ich kam erst gegen drei Uhr ausgehungert nach Hause. Aber niemand regte sich darüber auf. Die Eltern respektierten die Lehrer als Organe der staatlichen Erziehungsgewalt (deswegen sind Lehrer ja auch Beamte) und mischten sich im allgemeinen nicht ein.

Die Ergebnisse von Klassenarbeiten wurden immer nach dem Alphabet vorgelesen. Meine direkten Vorgänger habe ich heute noch im Kopf: ... Fell, Flinzer, Fluss, Glietenberg.

Unser erster Klassenlehrer war der Studienassessor Lützow ("Tip"). Er war ein umgänglicher Mensch und erfreute uns vor Ferienbeginn ("Der alte Brauch darf nicht verwesen, am letzten Tag wird vorgelesen!") gerne mal mit Geschichten aus seiner Zeit als Soldat im Krieg. Damals war so etwas noch unverfänglich. Dabei konnte der Krieg für ihn nicht lustig gewesen sein, denn wie man später hörte, hatte er wegen einer Kriegsverletzung eine Silberplatte im Kopf. Tip nahm noch im Mai 2003 an einem Klassentreffen teil und ist erst 2005 gestorben.

Dem Referendar Trimborn, einem Bruder unserer Drogistin in der Waldsiedlung, hatte der Krieg offensichtlich deutlicher zugesetzt. Er war Stuka-Pilot gewesen und fiel durch hochgradige Nervosität sowie die Redensart "ungespitzt in den Boden" auf.

Tips Nachfolger als Klassenlehrer wurde Studienrat Lammert ("Galgen"), der den Ruf hatte, sehr streng zu sein (daher vielleicht der Spitzname), aber ich habe ihn als guten Lehrer in Erinnerung mit dem Motto "Immer mit der Ruhe und 'ner guten Zigarre".

Lammerts Nachfolger, Studienrat Cuno, hat in meinem Gedächtnis besonders tiefe Spuren hinterlassen. Ich habe ihn in meinem Bericht "Schullandheim Winterberg" ausführlich gewürdigt.

Ein richtig lockerer Typ war Studienrat Stratmann. Ein Ausspruch von ihm ist mir unvergesslich geblieben: "Wer andren in der Nase bohrt, ist selbst ein Schwein".

Weitere Lehrer kommen in meinen Schullandheimgeschichten vor. Hier sei nur noch einer gewürdigt, mein erster Englischlehrer (ab Quarta), Studienrat Kill. Er war ziemlich nervös und hochgradig konfus, was zur Folge hatte, dass er immer wieder skurrile Sprüche produzierte, die wir "Killianische Idioms" nannten. Einige davon habe ich damals notiert:

(Kill betritt das unruhige Klassenzimmer) Schnauze!" (Klebt einem aus der ersten Reihe eine) "Setzen!" - Diese schlecht erzogenen jungen Männer!" - Ein Schwarm schlecht erzogener junger Männer." - Da sieht man wieder diese Unbegabtheit, ein Mann meldet sich!" - Also nehm' wir's mal, Stück 20. Na, wo isses? Demnach Stück 23." - Jetzt wollen wir mal die linke Seite synchronisieren. Demnach die rechte." - Ich übersetze: Tausende Mengen von Menschen kommen jeden Morgen aus dem Untergrund. Dann springt der Bobby in den Verkehr hinein und hält den glänzenden Zug von Zügen auf." - Er verzog die Zähne zu einem grässlichen Grinsen." - Das Radio auf dem Dach." (Antenne) - Bennert, wo isses, das Brett? Bring es zum Schaper<sup>1</sup>, der hat eine gute Verwendung dafür." - Das Klassenbuch, wo isses?" - Die Wortsammlung, wer hat sie?" - Ein Füller, ein Füller, beeil dich schon was! Eine Kopie, los, her damit!" - Also, morgen gibt es eine Sanitätsarbeit. Dann gibt's Heulen und Zähneklappern." - Da eine ganze Menge junger Männer nicht imstande war, wäre die Arbeit eine ungültig zu nennende." - Das ist doch kein Glaubensartikel!" - Das hast du doch im Gefieder!" - Na laß es, hat doch keinen Zweck, Ostern<sup>2</sup> kommt es." - Lass doch die rotzenden Bemerkungen!" - Höh, laß doch den Luxus." - Gund, Vorname des Vaters und der Mamá, weißt ja Bescheid." - Bennert .... na, bleib schon sitzen, Ostern bleibst du ja auch sitzen." - List, fühle dich getroffen! Tu es mit einem Anflug von Benimm!" - Lussi, du bist ein guter Infanterist." - Grau, du bist wohl ein Wissenschaftler?" - Meuthen<sup>3</sup>, erlege sie!" - Mach doch keine Reklame für dein Aufgabenfrei! Also Meuthen, schreib das Männlein auf!" - Also, die Aufgabe für morgen ..." (Aufgabenfrei!!", tönt es aus der Klasse. Kill geht achselzuckend)

Ein Klassenkamerad, Ehrenfried, war berühmt für seine Kill-Imitationen. Auf Klassentreffen brachte er sie mit solcher Begeisterung, dass er geradezu in Trance geriet. Leider ist er zu den letzten Treffen nicht mehr gekommen. Ich hoffe aber sehr, doch noch mal eine Vorstellung von ihm erleben zu können.



Helmut Grau. Zweiter von rechts oben.

## 9. "Mit dem Führer zum Sieg?" Ausstellung im Zellentrakt.

1. September bis 18. Dezember .  
Zur Zeit im Rathaus Herford.



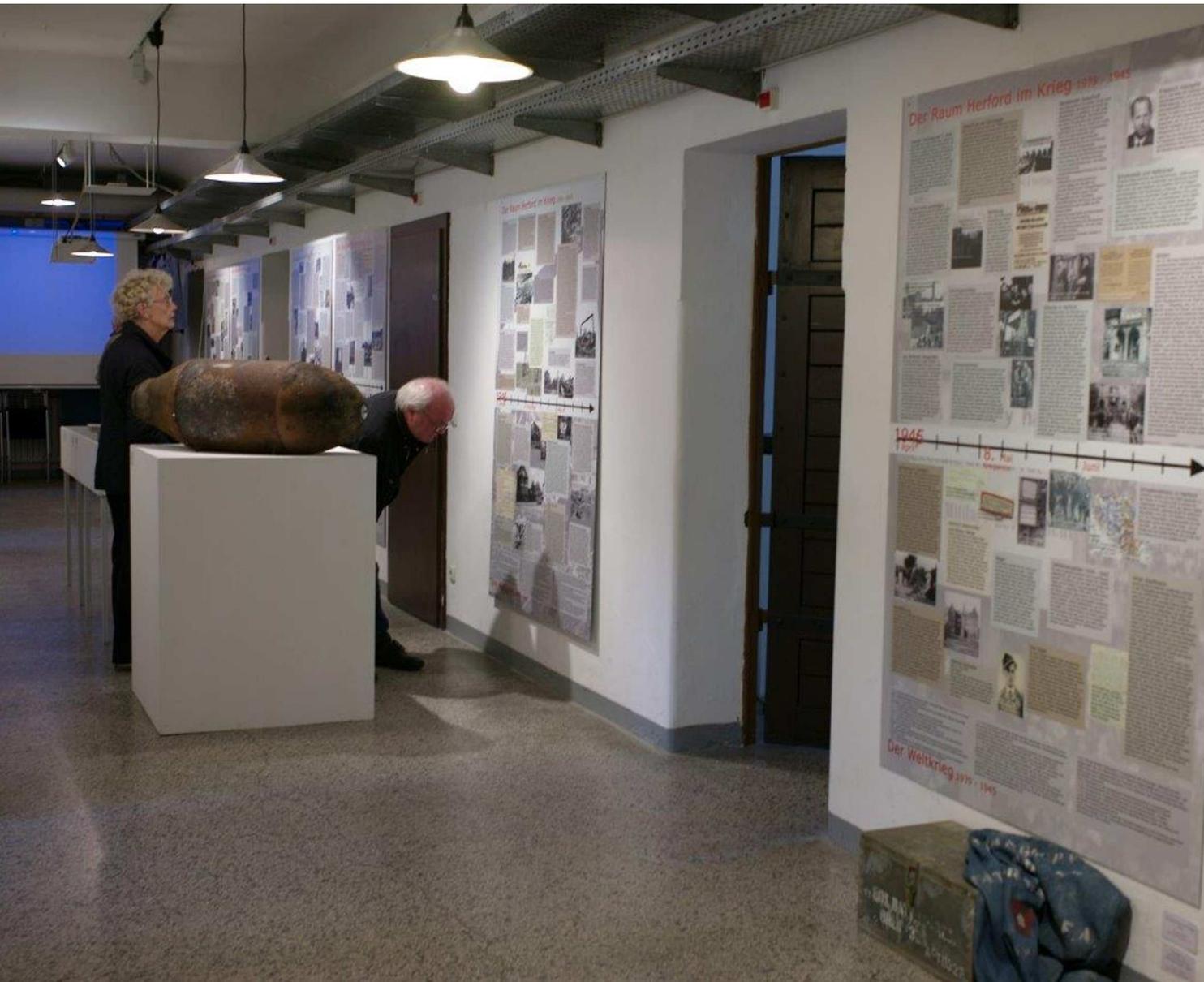
Back to Top      Previous Page      Select Drive

 047 Folgen zer...	 048 ilseman 2	 049 ilseman 3...	 050 ilseman 4...
 051 ilseman 8...	 052 ilseman 9...	 053 zerst Renn...	 054 ilseman 1...
 055 zerst Renn...	 056 ilseman 1...	 057 ilseman 1...	 058 ilseman 2...

Option      Next Page      Slideshow

Select      View Image      Submenu      Next Page









### Der Raum Herford im Krieg 1939 - 1945

1939  
Januar

1940  
Februar

1941  
März

1942  
April

1943  
Mai

1944  
Juni

1945  
Juli

1946  
August

1947  
September

1948  
Oktober

1949  
November

1950  
Dezember

1951  
Januar

1952  
Februar

1953  
März

1954  
April

1955  
Mai

1956  
Juni

1957  
Juli

1958  
August

1959  
September

1960  
Oktober

1961  
November

1962  
Dezember

1963  
Januar

1964  
Februar

1965  
März

1966  
April

1967  
Mai

1968  
Juni

1969  
Juli

1970  
August

1971  
September

1972  
Oktober

1973  
November

1974  
Dezember

1975  
Januar

1976  
Februar

1977  
März

1978  
April

1979  
Mai

1980  
Juni

1981  
Juli

1982  
August

1983  
September

1984  
Oktober

1985  
November

1986  
Dezember

1987  
Januar

1988  
Februar

1989  
März

1990  
April

1991  
Mai

1992  
Juni

1993  
Juli

1994  
August

1995  
September

1996  
Oktober

1997  
November

1998  
Dezember

1999  
Januar

2000  
Februar

2001  
März

2002  
April

2003  
Mai

2004  
Juni

2005  
Juli

2006  
August

2007  
September

2008  
Oktober

2009  
November

2010  
Dezember

2011  
Januar

2012  
Februar

2013  
März

2014  
April

2015  
Mai

2016  
Juni

2017  
Juli

2018  
August

2019  
September

2020  
Oktober

2021  
November

2022  
Dezember

2023  
Januar

2024  
Februar

2025  
März

2026  
April

2027  
Mai

2028  
Juni

2029  
Juli

2030  
August

2031  
September

2032  
Oktober

2033  
November

2034  
Dezember

2035  
Januar

2036  
Februar

2037  
März

2038  
April

2039  
Mai

2040  
Juni

2041  
Juli

2042  
August

2043  
September

2044  
Oktober

2045  
November

2046  
Dezember

2047  
Januar

2048  
Februar

2049  
März

2050  
April

2051  
Mai

2052  
Juni

2053  
Juli

2054  
August

2055  
September

2056  
Oktober

2057  
November

2058  
Dezember

2059  
Januar

2060  
Februar

2061  
März

2062  
April

2063  
Mai

2064  
Juni

2065  
Juli

2066  
August

2067  
September

2068  
Oktober

2069  
November

2070  
Dezember

2071  
Januar

2072  
Februar

2073  
März

2074  
April

2075  
Mai

2076  
Juni

2077  
Juli

2078  
August

2079  
September

2080  
Oktober

2081  
November

2082  
Dezember

2083  
Januar

2084  
Februar

2085  
März

2086  
April

2087  
Mai

2088  
Juni

2089  
Juli

2090  
August

2091  
September

2092  
Oktober

2093  
November

2094  
Dezember

2095  
Januar

2096  
Februar

2097  
März

2098  
April

2099  
Mai

2100  
Juni

2101  
Juli

2102  
August

2103  
September

2104  
Oktober

2105  
November

2106  
Dezember

2107  
Januar

2108  
Februar

2109  
März

2110  
April

2111  
Mai

2112  
Juni

2113  
Juli

2114  
August

2115  
September

2116  
Oktober

2117  
November

2118  
Dezember

2119  
Januar

2120  
Februar

2121  
März

2122  
April

2123  
Mai

2124  
Juni

2125  
Juli

2126  
August

2127  
September

2128  
Oktober

2129  
November

2130  
Dezember

2131  
Januar

2132  
Februar

2133  
März

2134  
April

2135  
Mai

2136  
Juni

2137  
Juli

2138  
August

2139  
September

2140  
Oktober

2141  
November

2142  
Dezember

2143  
Januar

2144  
Februar

2145  
März

2146  
April

2147  
Mai

2148  
Juni

2149  
Juli

2150  
August

2151  
September

2152  
Oktober

2153  
November

2154  
Dezember

2155  
Januar

2156  
Februar

2157  
März

2158  
April

2159  
Mai

2160  
Juni

2161  
Juli

2162  
August

2163  
September

2164  
Oktober

2165  
November

2166  
Dezember

2167  
Januar

2168  
Februar

2169  
März

2170  
April

2171  
Mai

2172  
Juni

2173  
Juli

2174  
August

2175  
September

2176  
Oktober

2177  
November

2178  
Dezember

2179  
Januar

2180  
Februar

2181  
März

2182  
April

2183  
Mai

2184  
Juni

2185  
Juli

2186  
August

2187  
September

2188  
Oktober

2189  
November

2190  
Dezember

2191  
Januar

2192  
Februar

2193  
März

2194  
April

2195  
Mai

2196  
Juni

2197  
Juli

2198  
August

2199  
September

2200  
Oktober

2201  
November

2202  
Dezember

2203  
Januar

2204  
Februar

2205  
März

2206  
April

2207  
Mai

2208  
Juni

2209  
Juli

2210  
August

2211  
September

2212  
Oktober

2213  
November

2214  
Dezember

2215  
Januar

2216  
Februar

2217  
März

2218  
April

2219  
Mai

2220  
Juni

2221  
Juli

2222  
August

2223  
September

2224  
Oktober

2225  
November

2226  
Dezember

2227  
Januar

2228  
Februar

2229  
März

2230  
April

2231  
Mai

2232  
Juni

2233  
Juli

2234  
August

2235  
September

2236  
Oktober

2237  
November

2238  
Dezember

2239  
Januar

2240  
Februar

2241  
März

2242  
April

2243  
Mai

2244  
Juni

2245  
Juli

2246  
August

2247  
September

2248  
Oktober

2249  
November

2250  
Dezember

2251  
Januar

2252  
Februar

2253  
März

2254  
April

2255  
Mai

2256  
Juni

2257  
Juli

2258  
August

2259  
September

2260  
Oktober

2261  
November

2262  
Dezember

2263  
Januar

2264  
Februar

2265  
März

2266  
April

2267  
Mai

2268  
Juni

2269  
Juli

2270  
August

2271  
September

2272  
Oktober

2273  
November

2274  
Dezember

2275  
Januar

2276  
Februar

2277  
März

2278  
April

2279  
Mai

2280  
Juni

2281  
Juli

2282  
August

2283  
September

2284  
Oktober

2285  
November

2286  
Dezember

2287  
Januar

2288  
Februar

2289  
März

2290  
April

2291  
Mai

2292  
Juni

2293  
Juli

2294  
August

2295  
September

2296  
Oktober

2297  
November

2298  
Dezember

2299  
Januar

2300  
Februar

2301  
März

2302  
April

2303  
Mai

2304  
Juni

2305  
Juli

2306  
August

2307  
September

2308  
Oktober

2309  
November

2310  
Dezember

2311  
Januar

2312  
Februar

2313  
März

2314  
April

2315  
Mai

2316  
Juni

2317  
Juli

2318  
August

2319  
September

2320  
Oktober

2321  
November

2322  
Dezember

2323  
Januar

2324  
Februar

2325  
März

2326  
April

2327  
Mai

2328  
Juni

2329  
Juli

2330  
August

2331  
September

2332  
Oktober

2333  
November

2334  
Dezember

2335  
Januar

2336  
Februar

2337  
März

2338  
April

2339  
Mai

2340  
Juni

2341  
Juli

2342  
August

2343  
September

2344  
Oktober

2345  
November

2346  
Dezember

2347  
Januar

2348  
Februar

2349  
März

2350  
April

2351  
Mai

2352  
Juni

2353  
Juli

2354  
August

2355  
September

2356  
Oktober

2357  
November

2358  
Dezember

2359  
Januar

2360  
Februar

2361  
März

2362  
April

2363  
Mai

2364  
Juni

2365  
Juli

2366  
August

2367  
September

2368  
Oktober

2369  
November

2370  
Dezember

2371  
Januar

2372  
Februar

2373  
März

2374  
April

2375  
Mai

2376  
Juni

2377  
Juli

2378  
August

2379  
September

2380  
Oktober

2381  
November

2382  
Dezember

2383  
Januar

2384  
Februar

2385  
März

2386  
April

2387  
Mai

2388  
Juni

2389  
Juli

2390  
August

2391  
September

2392  
Oktober

2393  
November

2394  
Dezember

2395  
Januar

2396  
Februar

2397  
März

2398  
April

2399  
Mai

2400  
Juni

2401  
Juli

2402  
August

2403  
September

2404  
Oktober

2405  
November

2406  
Dezember

2407  
Januar

2408  
Februar

2409  
März

2410  
April

2411  
Mai

2412  
Juni

2413  
Juli

2414  
August

2415  
September

2416  
Oktober

2417  
November

2418  
Dezember

2419  
Januar

2420  
Februar

2421  
März

2422  
April

2423  
Mai

2424  
Juni

2425  
Juli

2426  
August

2427  
September

2428  
Oktober

2429  
November

2430  
Dezember

2431  
Januar

2432  
Februar

2433  
März

2434  
April

2435  
Mai

2436  
Juni

2437  
Juli

2438  
August

2439  
September

2440  
Oktober

2441  
November

2442  
Dezember

2443  
Januar

2444  
Februar

2445  
März

2446  
April

2447  
Mai

2448  
Juni

2449  
Juli

2450  
August

2451  
September

2452  
Oktober

2453  
November

2454  
Dezember

2455  
Januar

2456  
Februar

2457  
März

2458  
April

2459  
Mai

2460  
Juni

2461  
Juli

2462  
August

2463  
September

2464  
Oktober

2465  
November

2466  
Dezember

2467  
Januar

2468  
Februar

2469  
März

2470  
April

2471  
Mai

2472  
Juni

2473  
Juli

2474  
August

2475  
September

2476  
Oktober

2477  
November

2478  
Dezember

2479  
Januar

2480  
Februar

2481  
März

2482  
April

2483  
Mai

2484  
Juni

2485  
Juli

2486  
August

2487  
September

2488  
Oktober

2489  
November

2490  
Dezember

2491  
Januar

2492  
Februar

2493  
März

2494  
April

2495  
Mai

2496  
Juni

2497  
Juli

2498  
August

2499  
September

2500  
Oktober

2501  
November

2502  
Dezember

2503  
Januar

2504  
Februar

2505  
März

2506  
April

2507  
Mai

2508  
Juni

2509  
Juli

2510  
August

2511  
September

2512  
Oktober

2513  
November

2514  
Dezember

2515  
Januar

2516  
Februar

2517  
März

2518  
April

2519  
Mai

2520  
Juni

2521  
Juli

2522  
August

2523  
September

2524  
Oktober

2525  
November

2526  
Dezember

2527  
Januar

2528  
Februar

2529  
März

2530  
April

2531  
Mai

2532  
Juni

2533  
Juli

2534  
August

2535  
September

2536  
Oktober

2537  
November

2538  
Dezember

2539  
Januar

2540  
Februar

2541  
März

2542  
April

2543  
Mai

2544  
Juni

2545  
Juli

2546  
August

2547  
September

2548  
Oktober

2549  
November

2550  
Dezember

2551  
Januar

2552  
Februar

2553  
März

2554  
April

2555  
Mai

2556  
Juni

2557  
Juli

2558  
August

2559  
September

2560  
Oktober

2561  
November

2562  
Dezember

2563  
Januar

2564  
Februar

2565  
März

2566  
April

2567  
Mai

2568  
Juni

2569  
Juli

2570  
August

2571  
September

2572  
Oktober

2573  
November

2574  
Dezember

2575  
Januar

2576  
Februar

2577  
März

2578  
April

2579  
Mai

2580  
Juni

2581  
Juli

2582  
August

2583  
September

2584  
Oktober

2585  
November

2586  
Dezember

2587  
Januar

2588  
Februar

2589  
März

2590  
April

2591  
Mai

2592  
Juni

2593  
Juli

2594  
August

2595  
September

2596  
Oktober

2597  
November

2598  
Dezember

2599  
Januar

2600  
Februar

2601  
März

2602  
April

2603  
Mai

2604  
Juni

2605  
Juli

2606  
August

2607  
September

2608  
Oktober

2609  
November

2610  
Dezember

2611  
Januar

2612  
Februar

2613  
März

2614  
April

2615  
Mai

2616  
Juni

2617  
Juli

2618  
August

2619  
September

2620  
Oktober

2621  
November

2622  
Dezember

2623  
Januar

2624  
Februar

2625  
März

2626  
April

2627  
Mai

2628  
Juni

2629  
Juli

2630  
August

2631  
September

2632  
Oktober

2633  
November

2634  
Dezember

2635  
Januar

2636  
Februar

2637  
März

2638  
April

2639  
Mai

2640  
Juni

2641  
Juli

2642  
August

2643  
September

2644  
Oktober

2645  
November

2646  
Dezember

2647  
Januar

2648  
Februar

2649  
März

2650  
April

2651  
Mai

2652  
Juni

2653  
Juli

2654  
August

2655  
September

2656  
Oktober

2657  
November

2658  
Dezember

2659  
Januar

2660  
Februar

2661  
März

2662  
April

2663  
Mai

2664  
Juni

2665  
Juli

2666  
August

2667  
September

2668  
Oktober

2669  
November

2670  
Dezember

2671  
Januar

2672  
Februar

2673  
März

2674  
April

2675  
Mai

2676  
Juni

2677  
Juli

2678  
August

2679  
September

2680  
Oktober

2681  
November

2682  
Dezember

2683  
Januar

2684  
Februar

2685  
März

2686  
April

2687  
Mai

2688  
Juni

2689  
Juli

2690  
August

2691  
September

2692  
Oktober

2693  
November

2694  
Dezember

2695  
Januar

2696  
Februar

2697  
März

2698  
April

2699  
Mai

2700  
Juni

2701  
Juli

2702  
August

2703  
September

2704  
Oktober

2705  
November

2706  
Dezember

2707  
Januar

2708  
Februar

2709  
März

2710  
April

2711  
Mai

2712  
Juni

2713  
Juli

2714  
August

2715  
September

2716  
Oktober

2717  
November

2718  
Dezember

2719  
Januar

2720  
Februar

2721  
März

2722  
April

2723  
Mai

2724  
Juni

2725  
Juli

2726  
August

2727  
September

2728  
Oktober

2729  
November

2730  
Dezember

2731  
Januar

2732  
Februar

2733  
März

2734  
April

2735  
Mai

2736  
Juni

2737  
Juli

2738  
August

2739  
September

2740  
Oktober

2741  
November

2742  
Dezember

2743  
Januar

2744  
Februar

2745  
März

2746  
April

2747  
Mai

2748  
Juni

2749  
Juli

2750  
August

2751  
September

2752  
Oktober

2753  
November

2754  
Dezember

2755  
Januar

2756  
Februar

2757  
März

2758  
April

2759  
Mai

2760  
Juni

2761  
Juli

2762  
August

2763  
September

2764  
Oktober

2765  
November

2766  
Dezember

2767  
Januar

2768  
Februar

2769  
März

2770  
April

2771  
Mai

2772  
Juni

2773  
Juli

2774  
August

2775  
September

2776  
Oktober

2777  
November

2778  
Dezember

2779  
Januar

2780  
Februar

2781  
März

2782  
April

2783  
Mai

2784  
Juni

2785  
Juli

2786  
August

2787  
September

2788  
Oktober

2789  
November

2790  
Dezember

2791  
Januar

2792  
Februar

2793  
März

2794  
April

2795  
Mai

2796  
Juni

2797  
Juli

2798  
August

2799  
September

2800  
Oktober

2801  
November

2802  
Dezember

2803  
Januar

2804  
Februar

2805  
März

2806  
April

2807  
Mai

2808  
Juni

2809  
Juli

2810  
August

2811  
September

2812  
Oktober

2813  
November

2814  
Dezember

2815  
Januar

2816  
Februar

2817  
März

2818  
April

2819  
Mai

2820  
Juni

2821  
Juli

2822  
August

2823  
September

2824  
Oktober

2825  
November

2826  
Dezember

2827  
Januar

2828  
Februar

2829  
März

2830  
April

2831  
Mai

2832  
Juni

2833  
Juli

2834  
August

2835  
September

2836  
Oktober

2837  
November

2838  
Dezember

2839  
Januar

2840  
Februar

2841  
März

2842  
April

2843  
Mai

2844  
Juni

2845  
Juli

2846  
August

2847  
September

2848  
Oktober

2849  
November

2850  
Dezember

2851  
Januar

2852  
Februar

2853  
März

2854  
April

2855  
Mai

2856  
Juni

2857  
Juli

2858  
August

2859  
September

2860  
Oktober

2861  
November

2862  
Dezember

2863  
Januar

2864  
Februar

2865  
März

2866  
April

2867  
Mai

2868  
Juni

2869  
Juli

2870  
August

2871  
September

2872  
Oktober

2873  
November

2874  
Dezember

2875  
Januar

2876  
Februar

2877  
März

2878  
April

2879  
Mai

2880  
Juni

2881  
Juli

2882  
August

2883  
September

2884  
Oktober

2885  
November

2886  
Dezember

2887  
Januar

2888  
Februar

2889  
März

2890  
April

2891  
Mai

2892  
Juni

2893  
Juli

2894  
August

2895  
September

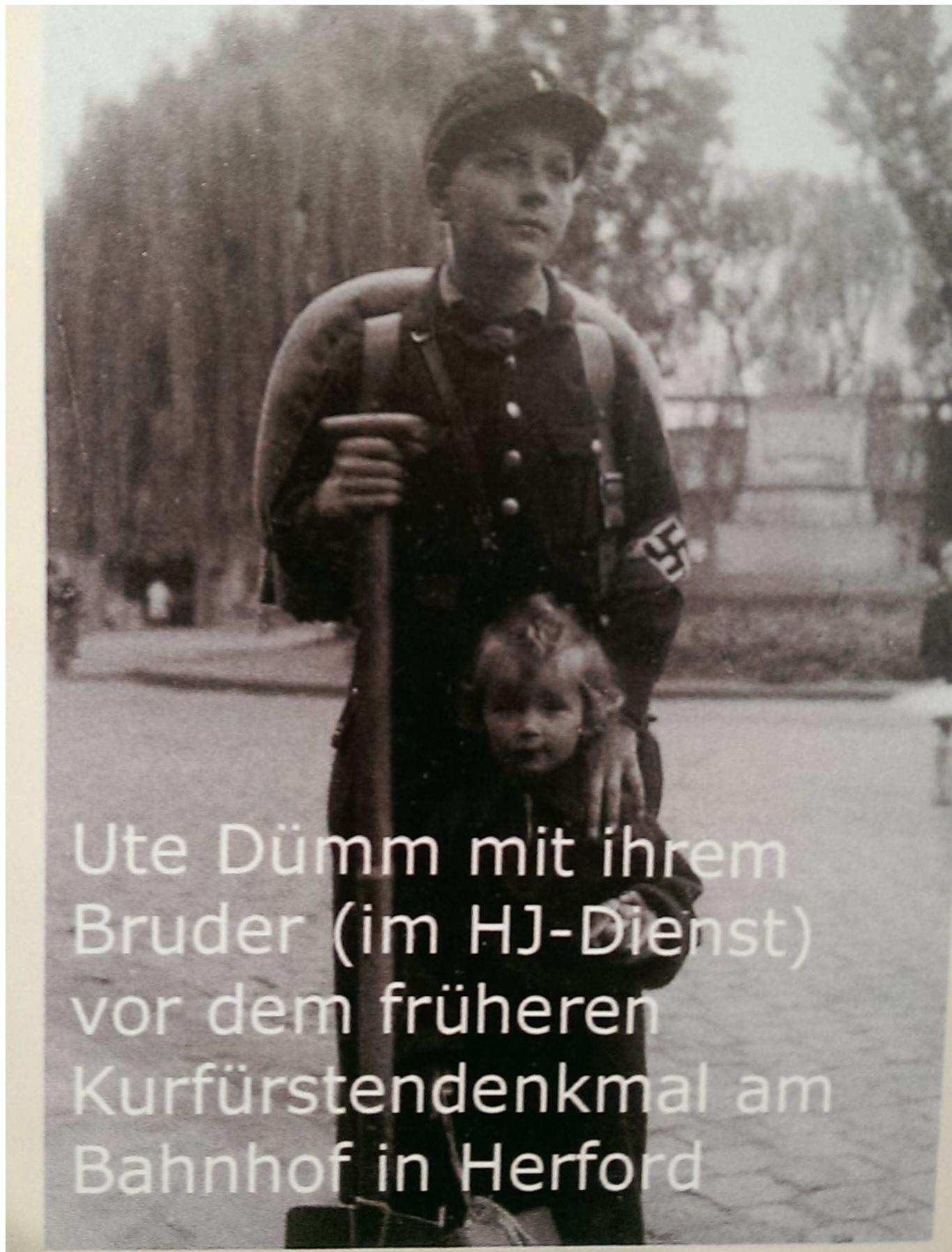
2896  
Oktober

2897  
November

2898  
Dezember

2899  
Januar

<

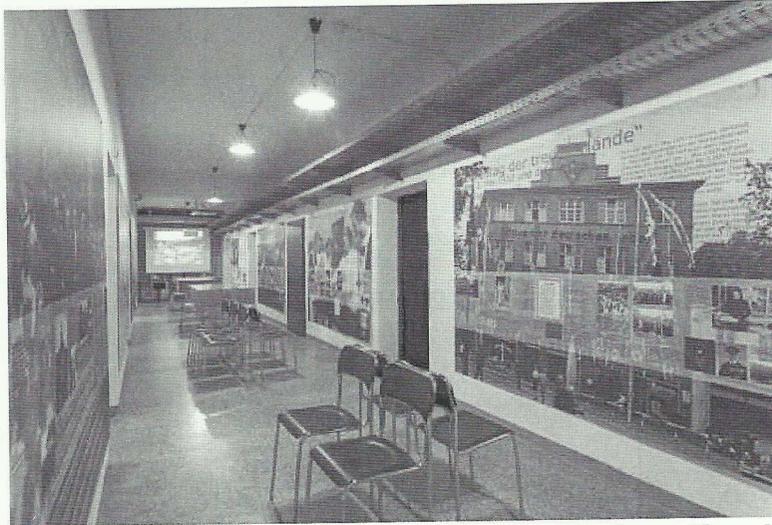


Ute Dümm mit ihrem  
Bruder (im HJ-Dienst)  
vor dem früheren  
Kurfürstendenkmal am  
Bahnhof in Herford

## **Vorwort: „Mit dem Führer zum Sieg? - Der Raum Herford im Krieg 1939-1945“**

*von Christoph Laue*

2013 und 2014 zeigte die Gedenkstätte die Ausstellung „Herford gehört(e) dem Führer? - Die Nazifizierung des Alltags im Raum Herford 1933-1939“, die mit 3.153 Besucherinnen und Besuchern, darunter 1.498 Schülerinnen und Schülern die bisher erfolgreichste Ausstellung war.



**Foto aus der letzten Ausstellung (Jürgen Escher, Kuratorium)**

Die aktuelle Ausstellung ist eine Weiterführung dieser Ausstellung. 70 Jahre nach dem Kriegsende und der Befreiung vom NS-Regime soll mit zahlreichen Dokumenten, Zeitzeugenberichten und Originalexponaten aus der Region in einer inszenierten Ausstellung gezeigt werden, wie es der Bevölkerung an der „Heimatfront“ und den Soldaten aus dem Raum Herford in den Kriegsjahren erging und wie die Verfolgung von Minderheiten fortgesetzt und bis zur Vernichtung gesteigert wurde.

Insgesamt sollen der „normale“ Alltag im Raum Herford und die Eingriffe des Kriegsgeschehens und des NS-Regimes im Mittelpunkt stehen. Eine Vollständigkeit der Darstellung (wie in einer Publikation) wird nicht angestrebt und ist auch nicht möglich, die Ausstellung setzt eher Schlaglichter.

Gerade weil Stadt und Kreis Herford in diesem Themenzusammenhang keine Besonderheiten (wie z. B. besondere Schlachten, Bombenangriffe...) aufweisen, bietet die Ausstellung die Chance, darzustellen, wie sich der Krieg in einer „normalen“ deutschen Kleinstadt auf den Alltag der hier lebenden Bevölkerung auswirkte.

Wie schon in der letzten Ausstellung zu den Jahren 1933-1939 ergibt sich gerade durch die Darstellung des „Normalen“ die Erkenntnis, dass NS-Diktatur und Krieg den Alltag der Menschen bestimmten und nur wenige Handlungsoptionen zuließen. Umso mehr wird damit deutlich, dass in unserer heutigen Demokratie erweiterte Handlungsmöglichkeiten bestehen.

Dargestellt werden soll, wie der Krieg „draußen“ das private und öffentliche lokale Leben in Herford immer mehr beeinflusste, von der Lebensmittelversorgung bis hin zum Erleben der Angriffe, der Zerstörung, des einzelnen Todes..., aber vor allem auch das Leid von Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung.

Eine wichtige Grundlage dazu ist die von einem Herforder Lehrer geführte Kriegschronik, die „Schierholz-Chronik“, die zum ersten Mal vollständig in Vorbereitung auf die Ausstellung transkribiert, kommentiert und ausgewertet wurde. Es stehen aber auch zahlreiche weitere archivische und private Dokumentationen und Unterlagen zur Verfügung.

In einer weiteren Ebene der Darstellung wird vermittelt, was die Menschen in Herford über den Krieg „draußen“ erfuhren, über die Kontakte zu Soldaten (in der Herforder Garnison), über Urlaub der Herforder Soldaten in der Heimat und über Feldpostbriefe. Spannend ist auch, wie aus der Heimat in Briefen von Angehörigen, Firmen, Institutionen und Stadtverwaltung an die Soldaten über die Situation hier vor Ort an die Front berichtet wurde.

Eine Besonderheit sind die Feldpostbriefe des Lehrers Pahlmeyer, die zusammen mit den Antwortbriefen seiner Frau erhalten sind und zum ersten Mal der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Mit dem Kriegsbeginn 1939 begannen auch im Raum Herford tiefgreifende Veränderungen: die Männer mussten in den Krieg, die Familien erlebten an der „Heimatfront“, neben der Sorge um ihre Angehörigen, Not und Bombenkrieg. Die Ausgrenzung und Verfolgung von Minderheiten setzte sich fort bis zur massenhaften Ermordung. Auch der Raum Herford wurde schließlich zum Kriegsschauplatz, bis der militärische Zusammenbruch und die Befreiung durch die Alliierten im April/Mai 1945 die Menschen erlöste.

Offizielle Dokumente, aber vor allem private Fotos und Briefe aus dem Krieg und von der Heimatfront ergeben zusammen ein Bild der Geschehnisse und vermitteln, was die ganz normalen Menschen vom Krieg erfuhren und erlebten.

Die Ausstellung soll zusammen mit dem Begleitprogramm dafür sensibilisieren, wie Krieg, Verfolgung und ein diktatorisches Regime den Alltag beeinflussten und welche Handlungs- und Handlungsmöglichkeiten angesichts der Entwicklungen im Nahen Osten und Flucht und Vertreibung aus Kriegsgebieten auch für heute daraus abgeleitet werden können.

Diese Materialsammlung ist keine Dokumentation der Ausstellungstafeln und -exponate, sondern soll als Ergänzung der in der Ausstellung erscheinenden Themen und Texte dienen.

Ergänzend zu den hier präsentierten zusammenfassenden Texten und Materialien können die sich im Archiv des Vereins für Herforder Geschichte befindliche Kriegschronik der Stadt Herford, verfasst von Gustav Schierholz und kommentiert übertragen von Volker Beckmann (einsehbar in der Ausstellung und unter [www.zellentrakt.de](http://www.zellentrakt.de)) sowie verschiedene in Original und Kopie vorliegende Feldpostbriefsammlungen und Kriegsphotoalben (teilweise einsehbar in der



Trümmer. Beitrag zu Kindheitserinnerungen.







*Das Heim*



*Hans Cuno*



*und das heißt---E--rita*

